

Eine sudetendeutsche Lebenslinie

aufgezeichnet von Dr. Franz Seidl

Schwäbisch Gmünd im Frühjahr 2010

Eine sudetendeutsche Lebenslinie.....	1
Im Nebel der Kindheit.....	4
Meine Eltern	5
Mein erstes zu Hause.....	6
Der Krieg und die Jahre vor dem Zusammenbruch	8
Erste drei Schuljahre in Zwittau.....	9
Die Leute sprachen vom Krieg, aber die Fronten waren weit weg.....	11
Der Krieg kommt näher.....	12
Die Anzeichen vom nahenden Zusammenbruch werden deutlicher.....	15
Die Katastrophe nimmt ihren Lauf.....	17
Mein Vater wird gejagt	19
Furcht vor einer Verschleppung nach Sibirien	21
Die Flucht wird vorbereitet	23
Flucht auf Leben und Tod	26
In Wien auf der Strasse gelandet – aber den Tschechen entkommen.....	28
Unterschlupf in der Pension „Highlife“	28
In Wien im ersten Nachkriegswinter.....	29
Die Sparbacher Episode	32
Letzte Wochen in Wien und Aussiedlung in die amerikanische Zone	
Deutschlands	34
Freundlicher Empfang und Quarantäne	36
Als Flüchtling untergekommen	38
Der Schulbesuch begann als „Fahrschüler“	38
Der Beginn des „Wiederaufstiegs“	40
Die „Seidl-Aktion“ im Kloster Lorch	42
Das erste Eigenheim, Büroräume und Lagerhallen werden erstellt.....	43

Die neue Freiheit führte bald auch über die Landesgrenzen hinaus	44
Abitur, Studium und erste Auslandsaufenthalte	45
Ein Vierteljahr in Mittelfinnland und in Lappland	47
Wechsel des Studienfaches und Umzug nach München.....	51
Vorbereitungen für die Dissertation und einjähriger Aufenthalt in Tokio	51
Eine Entscheidung für die Ferne und das Ungewisse	52
Eine Reise nach Fernost im alten Stil	53
Seekrank in einem Taifun vor Kobe	58
Ankunft in Yokohama und erste Eindrücke von meinem Zielland	59
Mein Arbeitgeber war außergewöhnlich großzügig	60
Als Untermieter in einer japanischen Familie.....	62
Der erste Winter in Japan	64
Ausflüge nach Shikoku, Hiroshima und Nikko	65
Abschied von Japan, als Doktorand wieder in München.....	67
Ein Zwischenspiel in der Luftfahrt.....	69
Promotion, Heirat und Rückkehr in das elterliche Bauunternehmen	70
Fünf Jahre in einer schwierigen Zeit für die Bauindustrie.....	72
20 Jahre Vertriebsleiter in einem Unternehmen für Spezialeinrichtungen.....	73
Als Rentner der Sudetendeutschen Heimat verbunden.....	74

Im Nebel der Kindheit

Das Blätterdach einer mächtigen Eiche hinter meinem Elternhaus, heisse Sonnentage im Garten, prasselnder Regen auf staubiger Erde, abziehende Gewitterwolken und der erfrischende Geruch in der Luft nach einem abkühlenden Schauer, sind erste Bilder, die sich einprägten.

Gut erinnern kann ich Spaziergänge auf Feldwegen auf der Ostseite unseres Anwesens am Nachmittag an der Hand meines Grossvaters. Sie führten oft bis zum Damm der Bahnlinie Brünn – Prag, von wo ich mit kindlichem Erschauern den 5 Uhr Schnellzug aus nächster Nähe vorbeischnauben sah. Hörte ich die Glockenzeichen eines entfernteren Bahnwärterhauses, blieb es nicht aus, meinen Grossvater anzubetteln auch den nächsten Zug abzuwarten. – Meine Fantasie beschäftigte sich mit den fernen Städten Wien, Prag, Breslau, Berlin und Königsberg, Orte, die auf den weissen Tafeln der D-Züge standen, die in der Nähe der Wagentüren angebracht waren und die Laufwege anzeigten, die mir mein Grossvater vorlas, sofern er sie beim schnellen Vorbeihuschen erfassen konnte. – Vermutlich ist damals bereits, als ich 4 oder 5 Jahre alt war, meine spätere Unruhe, die Welt „zu erfahren“, angeregt worden.

Oft hatte mein Opa eine Flasche mit Milchkaffee dabei, aus der ich gerne trank.

Der Heimweg führte wieder auf einem Wiesenrain zwischen grossen Feldern entlang, auf dem im Herbst die Kornpuppen standen. Später im Jahr gab es eine riesige Burg aus aufgeschichteten Strohballen, mit einer tunnelartigen Höhle auf einer Seite, in die man ein Stück hineinkriechen konnte. Gut erinnern kann ich mich an einen mächtigen grauen Feldstein, der als Grenzmarkierung mitten auf dem Rainweg stand.

Meine Eltern

Meine Eltern hatten in den frühen 30er Jahren am Rande der kleinen Kreisstadt Zwittau, in Nordmähren, mit dem Aufbau eines Bauunternehmens begonnen. Von Beruf war mein Vater Bautechniker und stammte aus einfachen Verhältnissen. Sein Vater, der den Maurerberuf erlernt hatte, ermöglichte ihm zwar eine technische Ausbildung an der Landesgewerbeschule in Reichenberg, musste sich aber das Geld für die zu bezahlenden Studiengebühren und den Lebensunterhalt seines Sohnes durch Überstunden mühsam hinzuverdienen. Immerhin waren neben meinem Vater noch eine Schwester und ein Bruder zu versorgen. –In späteren Jahren erzählte mein Vater manchmal davon, dass er während seiner Studienzeit in Reichenberg im Winter mit einem Schlitten die Bobbahn vom Jeschken hinunterfuhr. Dabei geschah es einmal, dass sein Schlitten aus der Bahn getragen wurde und er an den Ästen der Tannenbäume vorbei in den Abgrund geschleudert wurde. Ein Baumast riss ihm dabei eine tiefe Wunde in den Oberschenkel, die genäht werden musste. Er musste einige Tage im Krankenhaus verbringen, wagte es aber nicht, seinen Eltern von dem Unfall zu berichten, weil dieses Unglück schliesslich auch noch Geld gekostet hatte.

Meine Mutter entstammte einer finanziell gutsituierten Bauernfamilie, die es sich leisten konnte, die Tochter die Höhrere Handelsschule im 70 km entfernten Brünn absolvieren zu lassen. Die erforderlichen tschechischen

Sprachkenntnisse erwarb sich meine Mutter im „Schüleraustausch“ mit der Tochter eines tschechischen Bauern in der Nähe von Leitomischl . Aus den Erzählungen meiner Eltern in späteren Jahren erfuhr ich, dass der erforderliche Kredit zum Start des Bauunternehmens vom Konto meines Grossvaters mütterlicherseits kam und eben dieser Grossvater vom Erfolg der Aufbaupläne meines Vaters nicht unbedingt überzeugt war. – Ein Grund hierfür lag wohl in einer gewissen Grosszügigkeit, die meinem Vater schon immer zu eigen war.

So erzählte er immer gern die lustige Geschichte, die mit meinem Hanus-Opa (und Kreditgeber) und seinem ersten Automobil, einem DKW Sport-Roadster verknüpft war. Mein Vater hatte eines Tages in Prag zu tun und lud den Hanus-Opa ein, ihn auf der Tour dorthin zu begleiten. Auf der Rückfahrt hatte dieses flotte DKW-Cabrio offenbar eine Panne und mein Vater musste eine Werkstatt aufsuchen. Mein Opa sah sich aufgrund dieses Missgeschicks sofort in seiner vorgefassten Meinung bestätigt, dass eben so ein moderner Flitzer nichts Gescheites sein könne. Er entschloss sich auf der Stelle, für die Heimfahrt die Eisenbahn zu benützen, um diesem unsicheren Gefährt nicht länger ausgesetzt zu sein. – Wie auch erzählt wurde, kam mein Opa früher zu Hause an, als mein Vater. Diesem gegenüber machte er deutlich, dass er in Zukunft an gemeinsamen Fahrten mit dem Automobil nicht mehr interessiert sei.

Mein erstes zu Hause

Erstaunlich erscheint es mir heute auch, dass bereits zu Anfang der Existenzgründung meines Vaters, ein relativ großes Grundstück erworben wurde und -- für die damalige Zeit und Umgebung eine Sensation – ein stattliches dreigeschossiges Wohn- und Geschäftshaus im Bauhausstil

errichtet wurde. Der geistige Urheber dieses „Stilbruchs“ in der bäuerlichen Umgebung war ein promovierter Architekt aus Zwittau, der in Wien und Dessau den eben zur Maxime neuen Bauens erhobenen Bauhausstil studiert hatte und davon wohl total überzeugt war. Nachdem das Haus zudem auf einem Hügel stand, wurde es zu einer bekannten „Landmarke“.

Als Kind genoss ich den ungehinderten Blick von der Dachterrasse in die Weite der nur leicht welligen Landschaft mit dem in Nord-Südrichtung verlaufenden Hügelzug am westlichen Horizont. Eine Episode im Zusammenhang mit dem Bauhaus-Flachdach ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Im Alter von etwa 5 Jahren spielte ich mit Kindern aus der Nachbarschaft auf eben diesem Flachdach. Es muss Herbst gewesen sein, aus den Kaminen kam Rauch. Das Dach war mit Teerpappe isoliert, die mit kleinen Steinen versetzt war. Wir kamen auf die Idee, diese Kieselsteinchen loszubrechen und sie zusammen mit herumliegenden Betonbrocken in die offenen Kaminlöcher zu werfen. Die Konsequenz dieser Untat war, dass es den Russ in den Öfen des Erdgeschosses nach außen schleuderte und sich eine laute Strafaktion gegen uns Missetäter anschloss.

Einen Denkanstoß, dass wir mit unseren tschechischen Nachbarn in einem problematischen Umfeld lebten, erhielt ich im Oktober 1938. Es war die Zeit des Einmarsches der Deutschen Wehrmacht in unser Gebiet und unsere Stadt. Direkt habe ich als Vierjähriger diese bedeutsame Veränderung für uns Deutsche in der vormaligen Tschechoslowakei kaum mehr in Erinnerung behalten. Wohl aber weiß ich von Hakenkreuzfahnen,

die an hohen Masten in unserem Vorgarten wehten und von den aufgebrauchten Debatten der Erwachsenen.

Im Raum zwischen der etwa 20km entfernten tschechischen Nachbarstadt Policka und Zwittau hatten die Tschechen Verteidigungslinien aufgebaut, welche die erwarteten deutschen Truppen abwehren sollten. Es gab lange Reihen von Bunkern und Stacheldrahtwällen. Als die überfallartige Besetzung des Sudetenlands durch die Deutsche Wehrmacht ohne große Kampfhandlungen abgelaufen war, benutzten Deutsche aus den Grenzgebieten die Gelegenheit, sich aus den verlassenen Anlagen der tschechischen Verteidigungslinien Waffen, Munition und Werkzeuge zu holen. Mein Vater fuhr mit mir in seinem PKW in diese Gegend und schimpfte über die disziplinelosen Plünderungen der Deutschen. Mich als Kind beeindruckten die tschechischen verlassenen Bunker und die herumliegenden Waffen natürlich ungeheuerlich. Wohl spürte ich damals etwas von der sich später verhängnisvoll auswirkenden Feindschaft zwischen den Tschechen und den Deutschen.

Der Krieg und die Jahre vor dem Zusammenbruch

Im übrigen verlief meine Kindheit bis zum Schulbeginn zuerst durch wechselnde Kindermädchen und später durch meinen Großvater wohlbehütet, bot aber auch hinreichend Freiraum, beim Spielen in den Sandbunkern und in den abenteuerreichen Winkeln und Magazinen des Bauhofs zusammen mit den Nachbarskindern die Umwelt in Erfahrung zu bringen. Ich erinnere mich an Bunkerbauten, in denen wir mit Feuer zündelten und auch die ersten Zigaretten rauchten, an eine waghalsige Fahrt auf einer Eisscholle im Winter auf einem Dorfweiher und an die ersten spannenden Versuche, auf dem Damenfahrrad meiner Mutter oder

Tante das Fahrradfahren zu erlernen. Dabei behilflich war zu Anfang Onkel Josef, der Bruder meines Vaters, der im Sommer 1940 ebenso wie mein Vater zum Militärdienst eingezogen wurde und in den folgenden Jahren fast ganz aus meinem Gesichtskreis verschwand, nachdem er in Russland als vermisst gemeldet wurde. Nur bruchstückhaft sind Bilder geblieben, als mein Vater unangekündigt auf einen Kurzurlaub von der Ostfront kam und aus weiter Entfernung bereits von unseren braunen Langhaarsetter erkannt wurde.

Den Eintritt in die 1. Klasse der Volksschule in Zwittau habe ich nur dunkel in Erinnerung. Immerhin war meine Schule etwa 3 km vom Elternhaus entfernt und so gab es eine gewisse Notwendigkeit, mir ein dreiviertel-großes Herrenfahrrad zu kaufen, mit dem ich die Strecke bequem bewältigen konnte. Genau weiß ich noch, dass sich das Eintreffen des bestellten Fahrrads lange hinzog und ich die Abholung des Prachtstücks in dem Fahrradgeschäft am Stadtplatz in Zwittau kaum mehr erwarten konnte.

Erste drei Schuljahre in Zwittau

Sonderbarerweise habe ich das erste Schuljahr so gut wie gar nicht mehr in Erinnerung. Es gab einen besonders strengen Lehrer, namens Michele, der mit einem Rohrstock auf die Finger schlug und gefürchtet war. Ich selbst war aber davon nicht betroffen.

Schon 1 Jahr nach der Einschulung in dem stattlichen Gebäude der Bürgerschule wurde dieses zum Lazarett bestimmt und unser Unterricht fand am Südende des Stadtplatzes in der Mädchenschule statt. Dieses wohl deutlich ältere Gebäude habe ich in einer romantischen Erinnerung. Der Klassenraum im Erdgeschoss war dunkel und hatte eine gewölbte Decke. Im Winter wurde ein großer eiserner Ofen geheizt. Meine Leistungen in der 2. und 3. Klasse waren offensichtlich gut. Das Zeugnis der schon etwas älteren Klassenlehrerin, Josefine Penka, fiel entsprechend problemlos aus.

Im Winter, wenn die Strasse mit Schnee bedeckt war, liefen wir manchmal nach dem Unterricht den vorbeiklingelnden Pferdeschlitten hinterher und durften manchmal auch aufspringen. In diese Zeit fiel auch mein erster Besuch in unserer berühmten Ottendorferschen Volksbibliothek. Die Inneneinrichtung dieses noblen Gebäudes, das von einem nach New York ausgewanderten Sohn der Stadt gestiftet worden war, faszinierte mich enorm. An einem Wintertag lieh ich mir ein Buch über den Polarforscher Roald Amundsen aus. Und als ich dieses Buch unterm Arm geklemmt nach Hause trug, peitschte mir auf dem freien Wegstück ein Schneesturm mit Hagelkörnern ins Gesicht. Ich fühlte mich wie am Nordpol.

Im Sommer erinnere ich mich noch an Heimfahrten mitten am Vormittag, nachdem die Sirenen wieder einmal „Vorwarnung“ vor feindlichen Fliegern heulten. Es gab Tage, an denen wir die weißen Kondensstreifen der feindlichen Fliegerverbände am blauen Himmel sahen. Ein schönes Bild, erregend das dumpfe Grollen in der Luft. Erleichterung über den plötzlich beendeten Unterricht.

Die Leute sprachen vom Krieg, aber die Fronten waren weit weg

Das Kriegsgeschehen kam nur sehr peripher in mein Bewusstsein. Es gab interessante Briefmarkensätze mit schneidigen Schnellbooten und Kampffliegern darauf, im Winter wurde für das WHW (Winterhilfswerk) gesammelt. Wenn man seinen Obolus in die Sammelbüchse steckte gab es einen Anhänger mit bunten Bildern über deutsche Gaue im Osten oder über berühmte Kriegshelden. Am Abend wurde manchmal zu Hause geheimnisvoll über Frontmeldungen diskutiert. Der Schweizer Radiosender Beromünster spielte dabei eine wichtige Rolle.

Im zeitigen Frühjahr 1945 wurde ich von der Hitlerjugend erfasst und wurde Pimpf. Verbunden war diese Aufnahme mit einer Einkleidung. Die kurze schwarze Cordsamthose, das braune Hemd mit Schulterstücken durch die man den schwarzen Schulterriemen zog, das freche Käppi und der Fahrtendolch mit dem perlmuttartigen bunten Hakenkreuzemblem zogen mein ganzes Interesse auf sich. Ich fand es hochdramatisch, in der Uniform Dienst zu tun. Es war bekannt, dass man in dieser Kluft auch eine gewisse Vorrangstellung gegenüber erwachsenen Zivillisten genoss. Einen Pimpf in Uniform zu ohrfeigen, konnte schwere Folgen nach sich ziehen, wurde gesagt. – Nun hatte ich also neben der Schule auch „Dienst“ für unser „Großdeutsches Reich“ zu leisten. Unsere „Jungschar“ mit ihrem Jungscharführer in schwarzer Uniform gehörte zum „Fähnlein“ soundso, hatte einen Fähnleinführer in gelber Uniform, der sich wohl wiederum dem Bannführer unseres Banns 600 zu verantworten hatte, der seinerseits mit vielen „Fasanenschaukeln“ behängt war.. Dienst getan wurde in einem Haus in der Nähe der Bastion an der alten Stadtmauer. Es

wurden zackige Lieder geschmettert und die Lebensgeschichte unseres Führers eingebläut, weil dieser ja bekanntlich am 20. April Geburtstag feiern würde. Zu diesem Ereignis wurden diverse Vorbereitungen getroffen und wir Pimpfe sollten auch einen Part an den geplanten Feierlichkeiten übernehmen. Dazu gekommen ist es dann nicht mehr, weil die rasch näherrückende Front schneller war.

Der Krieg kommt näher

Eine Vorahnung von der Schattenseite des Krieges erhielten wir schon einige Zeit vorher. Bereits ab dem Herbst 1944 sahen wir lange Flüchtlingstrecks an unserem Haus vorbeiziehen. Mit meinem Opa saß ich im Vorgarten und sah auf die nicht endenden Kolonnen von Planwagen hinunter, die von Norden her anrückten und immer wieder ins Stocken gerieten. Ich hörte, dass das Flüchtlinge aus Ostpreußen und aus dem Warthegau waren. Sie suchten am Abend bei Bauern Unterschlupf, hörte ich, um ihre Tiere zu versorgen und selbst im Heu zu schlafen. Diese Trecks fuhren auch in den Wintermonaten. Einige Wagen waren dann mit einem Holzdach oder einer Plane überdeckt, aus denen manchmal ein Kaminrohr ragte, das lustig qualmte. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich irgendwelches Mitleid mit diesen „Flüchtlingen“ empfand. Die gedankliche Schlussfolgerung, dass es uns demnächst auch so oder noch schlechter gehen könnte, war bei mir als Kind und wohl auch bei der Mehrzahl der Erwachsenen in meiner Umgebung nicht naheliegend. Schließlich waren wir ja zu Hause. Und warum sollten wir auch flüchten?

Dabei gab es etwa seit 1943 in unserem Haus Personen, welche diese Überzeugung, zu Hause auf festem Boden zu sein, wohl nicht mehr teilen konnten.

Die Familie eines Frontkollegen meines Vaters, eine Frau Grätz, mit zwei Kindern, die aus Dortmund stammte, war „ausgebombt“ worden und fand im obersten Stockwerk unseres Hauses Zuflucht. Die Schilderungen dieser Frau von den „Phosphornächten“ sind mir noch in Erinnerung. Ebenso ihr Wehklagen, dass die geretteten wertvollen Teppiche, die sie sich nachschicken lies und die bei uns eingelagert wurden, Schaden nehmen könnten. Eine denkwürdigere Lektion erhielt meine Mutter offenbar von einem älteren Diplomatenhepaar Mattheson aus Riga, das ebenfalls in unserem Haus Unterschlupf gefunden hatten. Beide hatten während der russischen Besetzung Lettlands schreckliches erlebt und flehten meine Mutter an, rechtzeitig vor dem Herannahen der Russen nach Westen zu fliehen. Aber auch dieser drängende Rat wurde nicht befolgt, weil einesteils mein Vater noch in den Hermann Göring Hydrierwerken in Brüx als Soldat dienstverpflichtet war und weil sich andererseits ganz einfach die Frage stellte, wohin man fliehen sollte. Man überlegte einfach, dass die bäuerliche Verwandtschaft meiner Mutter uns doch im Ernstfall wohl am besten vor dem Verhungern schützen würde.

Gegen Ende April, als klar wurde, dass die russische Frontwalze immer näher rückte, setzten sich beide Flüchtlingsfamilien nach Westen ab. Später haben wir nur sehr bruchstückhaft erfahren, was aus ihnen geworden war.

Und so blieb man einfach vor Ort und verfolgte, wie der Krieg immer näher auf sein Ende zuging. Als im Februar 1945 Dresden bombardiert

wurde, sahen wir den Feuerschein am Himmel. Je nach Windrichtung hörte man auch bereits Geschützdonner von Nordosten her.

Immer noch wurden durch die Organisation Todt, welche in unserem Baubetrieb kommandierte, kriegswichtige Bauten errichtet. Auf den Baustellen wurden ausländische Zwangsarbeiter und auch Juden aus Konzentrationslagern eingesetzt. Mein Großvater, der die ausgehungerten Gestalten am Abend von den Baustellen zurückkommen sah, kam auf die Idee, in einem Waschkessel Kartoffel zu dämpfen und den ausgehungerten Menschen anzubieten. Als die Wachmannschaften davon erfuhren, gab es eine deutliche Verwarnung und an meine Mutter den Hinweis: wenn der Opa das noch einmal probiert, wird er auch in ein Lager marschieren.

Der Volkssturm wurde mobilisiert. Nicht weit von unserem Haus wurden an der Durchgangsstrasse Panzersperren errichtet. Riesige Stämme wurden aufgeschichtet und mit Erde hinterfüllt. Der Schulunterricht hatte bereits aufgehört, weil auch das Ausweichgebäude, wo wir zuletzt Unterricht hatten, als Lazarett gebraucht wurde.

Über das Radio kamen die Meldungen vom heldenhaften Kampf unseres Führers in der Reichskanzlei. Immer öfter sahen wir durchziehende Truppenteile, die offenbar immer meist in großer Eile waren. Von den Funktionären im Betrieb verschwanden plötzlich welche, die Stimmung in unserem Haus wurde nervöser. Einer der höheren Dienstgrade der Todt-Leute übergab eines Tages meiner Mutter eine Pistole für den eventuellen Ernstfall.

Die Anzeichen vom nahenden Zusammenbruch werden deutlicher

Ein Ereignis, das mich tief beeindruckte, erlebte ich nicht direkt, sondern sah nur die schrecklichen Folgen. In den letzten Kriegstagen, im April 1945, lagerte an einem sonnigen Tag deutsches Militär am Bauernhof meines Onkels, etwa 2 km entfernt von unserem Haus. Russische Tiefflieger griffen plötzlich diese Truppenteile an und schossen dabei den Bauernhof in Brand, der auch bis auf die Grundmauern niederbrannte. Ein Umstand, der uns später noch zu Gute kommen sollte.

Hinter unserem Haus, in der Nähe der großen Eiche, wurde ein Loch in den Boden gegraben und darin Holzkisten versenkt. Neben Wertgegenständen enthielten diese Kisten auch Sachen, von denen man vermutete, dass es besser wäre, sie würden von den Russen nicht gefunden werden, wie Hakenkreuzfahnen, Führerbilder und meine Pimpfuniform. Aber ich erinnere mich auch an viele Bücher, die in einer Kiste lagen.

Eher mit Widerwillen nahm ich auf Wunsch meiner Mutter Privatunterricht in tschechisch bei einer Sprachlehrerin, die in der Nähe wohnte. Mit der tschechischen Grammatik konnte ich mich nicht anfreunden. Nur kurze Zeit später konnte ich jedoch auch ohne weiteres Grammatikstudium mit der Tochter des spravce, des von den Tschechen eingesetzten Verwalters unseres Bauunternehmens, fließend in ihrer Landessprache parlieren. Als Kind flog mir offenbar der für diese Sprachebene erforderliche Wortschatz ganz schnell zu.

Den „Dienst“ im Jungvolk gab es inzwischen plötzlich nicht mehr. Und auch der Unterricht in der Schule wurde eingestellt. Quasi hatte ich Ferien während der letzten Tage in diesem Mai 1945 vor dem Einmarsch der Russen in unsere Stadt, der mit der Kapitulation des Deutschen Reiches zeitlich fast zusammenfiel. Es waren sonnige, warme Frühlingstage und ich godelte mit meinem Fahrrad umher, ohne mir über die nächste Zukunft viel Gedanken zu machen.

Erst in den 2 oder 3 letzten Tagen vor dem Eintreffen der Russen war es wohl, dass wir Geschützdonner hörten. Immer öfter sah man Panzerspähwagen, LKWs mit angehängten Geschützen, Kradmelder und andere Militärfahrzeuge der Deutschen Wehrmacht. Eigenartigerweise fuhren sie einmal nach Norden und das andere mal wieder südwärts an unserem Haus vorbei. Von den Erwachsenen hörte ich von Fahnenflüchtigen, die erschossen wurden oder an Bäumen aufgehängt endeten.

Die Lage allgemein wurde aber gelassen beurteilt. Nun, der Krieg würde bald zu Ende sein und so schlimm wird es schon nicht kommen, dachte man. Schließlich war man ja auch vor 1938 mit den Tschechen im großen und ganzen gut ausgekommen. Am Nachmittag des 8. Mai hörten wir übers Radio von der Kapitulation des Großdeutschen Reiches. Am Abend und in der Nacht verstärkte sich noch einmal der Abzug der deutschen Truppenverbände nach Westen. Aber ansonsten blieb es ruhig.

Die Katastrophe nimmt ihren Lauf

Der Mittwoch, der 9. Mai 1945, war wieder ein sonniger Frühlingstag. Meine Schwester hatte an diesem Tag ihren 5. Geburtstag. Mein Vater war noch in Brüx, im Einsatz in den Hermann-Göring Werken. Vermutlich hatte aber meine Mutter noch kurz zuvor Telefonkontakt mit ihm. Dunkel erinnere ich mich, dass der Morgen sehr ruhig war. Die deutschen Truppen waren verschwunden. Und glücklicherweise auch eine SS-Einheit, von der man hörte, dass sie Zwittau zur Festung machen sollte und beabsichtigte, sie bis zum letzten Mann zu verteidigen. Offenbar hatte sich in der Nacht auch diese Eliteeinheit abgesetzt.

Von der östlich gelegenen Nachbarstadt Mährisch Trübau kamen die russischen Truppen in den frühen Vormittagsstunden nach Zwittau herein. Ein russisches Fahrzeug fuhr auf unseren Bauhof. Der erste russische Soldat, wohl ein Offizier, begegnete mir im ersten Stock, im Klavierzimmer. Man bot ihm Kuchen an, meine Mutter erklärte ihm auf tschechisch, dass meine Schwester Geburtstag hat. Er setzte sich an unseren schönen Steinway Flügel und spielte ein paar Takte. Und bald war er wieder gegangen. Ich weiß noch genau, dass sich sofort eine Erleichterung breit machte. Ein Urteil stand schnell fest: also so schlimm sind die Russen doch nicht. Aber das war eben nur der absolute erste Anfang.

Bald kamen weitere russische Soldaten ins Haus und verlangten die Herausgabe von Uhren. In den Büroräumen im Erdgechoß unseres Hauses holten sie sich die Jagdwaffen meines Vaters aus den Wandschränken und

warfen Büroakten und Tintenfüßer auf den Boden. Und es dauerte nicht lange, bis sich die Schreckenskunde verbreitete, dass Frauen vergewaltigt wurden, Wohnungen verwüstet und den Bauern das Vieh aus dem Stall getrieben wurde.

Meine Mutter suchte mit uns Kindern Zuflucht im Ausgedinge ihrer Eltern, gegenüber dem niedergebrannten Bauernhof ihres Bruders. Nachts mussten wir wegen der marodierenden Russensoldateska auf dem Dachboden schlafen. Oder wir verkrochen uns in den Kellerräumen unter dem abgebrannten Bauerngehöft. Mehrmals hat die Schwester meiner Mutter versucht, aus unserem Wohnhaus noch nützliche Gegenstände herauszuholen. Sie tat das meistens in der Dämmerung oder nachts. Gerüchte kamen auf, dass Deutsche zusammengetrieben wurden und zur Zwangsarbeit nach Sibirien verfrachtet wurden. Tatsächlich hörten wir bald auch von den ersten wilden Vertreibungen. Bekannte meiner Eltern wurden einfach abgeholt und tschechischen Bauern in Böhmen als Zwangsarbeiter zur Verfügung gestellt.

Hiobsbotschaften gingen um, dass Deutsche von tschechischen Partisanen auf offener Strasse erschlagen wurden. Man erfuhr, dass sich der Kreisleiter, ein guter Bekannter meiner Mutter, freiwillig das Leben genommen hat. Ebenso wie mehrere andere Familien die meinen Eltern auch bekannt waren. Und immer wieder hörten wir von der Verschleppung von deutschen Familien.

Es kam die Information über Presse und Rundfunk, dass Präsident Benesch verfügt hat, dass den Deutschen innerhalb der Tschechoslowakei ab sofort jedwedes Eigentumsrecht aberkannt wird. „Den Deutschen

gehört nicht eine Stecknadel mehr“. Es kam die Anordnung, dass jeder Deutsche ein „N“ (Nemec = Deutscher) gut sichtbar am Ärmel tragen muss. Ich erinnere mich, dass auch ich diese Binde übergestreift bekam. Generell wurde den Deutschen nur erlaubt, zu eingegrenzten Tageszeiten sich in einem engen Umkreis zu bewegen. Nicht einmal in einen Nachbarort zu reisen, war erlaubt.

In der Nähe unseres Hauses mussten deutsche Männer und Frauen, die vor kurzem aufgerichteten Panzersperren wieder abbauen. Tschechisches Wachpersonal stand mit aufgepflanztem Gewehr dabei.

Mein Vater wird gejagt

Bereits in den ersten Wochen nach dem Einmarsch der Russen kam mein Vater aus Brüx zurück. Irgendwie hatte er sich bis Zwittau durchgeschlagen. Meine Mutter wusste bereits, dass nach ihm als einen Kapitalisten gesucht wurde. Sogenannte Partisanen, speziell aus der Gegend von Prag fühlten sich dazu angestachelt, deutsche Nazi, Kapitalisten und andere Kollaborateure zu verfolgen und nach Möglichkeit zur Strecke zu bringen. Erste Kunde von den furchtbaren Vorkommnissen des „Landskroner Blutgerichts“ sickerte durch. Wie man heute weiß, wurden in jenem Frühjahr 1945 in unserer Nachbarstadt ungefähr 100 Deutsche zusammengetrieben und auf dem Marktplatz vor ein Partisanen-Standgericht gestellt. Viele von ihnen wurden erschlagen oder in einem auf dem Platz befindlichen Wasserbassin ertränkt. Mein Vater war in dieser Situation gezwungen, sich zu verstecken. Trotzdem wurde er aufgespürt und in das Zwittauer Narodny Vybor

(Volksgericht) eingeliefert. Später erzählte er von den furchtbaren Dingen, die er dort gesehen hatte. Ihm bekannte Zwittauer wurden aus nichtigem Anlass blutig geschlagen und mussten die Nächte auf dem Betonboden ihrer Zellen zubringen.

Nicht vergessen kann ich den Schock, den ich in jenem Sommer erfuhr, als ich eines Mittags nach Hause kam und mir gesagt wurde, dass mein Vater verhaftet und von zwei Partisanen abgeführt worden war. Dieses Ereignis traf mich deswegen besonders schwer, weil ich in den Tagen zuvor schon mitbekommen hatte, welches Schicksal anderen Deutschen widerfahren war, die ebenfalls in das tschechische Stadtgefängnis eingeliefert worden waren. Viele von ihnen kamen nicht mehr lebend zurück. Für mich als Kind war die Nachricht von der Verhaftung meines Vaters bedeutungsgleich mit seinem Tod.

Heute bin ich sehr sicher, dass mein Vater sein Leben nur einem seiner tschechischen Mitarbeiter vor 1938 zu verdanken hat. Dieser Tscheche war als Polier im Betrieb meiner Eltern beschäftigt gewesen und stammte aus einem nahegelegenen Dorf jenseits der deutsch-böhmischen Grenze. Meine Mutter erfuhr, dass dieser Herr Huschka Mitglied in dem Zwittauer Partisanengericht war und setzte sich nach der Verhaftung meines Vaters mit ihm in Verbindung. Herr Huschka versprach ihr, das mögliche zu tun, um meinen Vater zu entlasten, verwies aber auch darauf, dass es in der speziellen Situation sehr schwierig sein werde, etwas für ihn zu erreichen.

Jedenfalls gelang es diesem Tschechen, meinen Vater freizubekommen. Er wurde von zwei Partisanen nach Hause begleitet, was erforderlich war, weil er eben als „Kapitalist“ in unserer Stadt gesucht wurde und mit hoher Wahrscheinlichkeit allein sofort wieder auf offener Strasse von Tschechen

gestellt worden wäre. Und tatsächlich kam es zu einer zweiten Verhaftung bald danach, obwohl sich mein Vater so gut es ging versteckte. Dasselbe Spiel wiederholte sich. Diesmal aber liess Herr Huschka meine Mutter wissen, dass er im Falle einer dritten Verhaftung nichts mehr werde tun können. Er gab den Rat, dass mein Vater, auf welche Art auch immer, verschwinden müsse.

Zuerst hatte mein Vater den Plan, zu versuchen, sich allein nach Österreich durchzuschlagen, um danach die Flucht der restlichen Familie zu organisieren. Er merkte aber bald, dass ein Durchkommen über die tschechisch-österreichische Grenze nahezu unmöglich war. In den folgenden Wochen waren meine Eltern konzentriert auf der Suche nach einem Weg, um aus dieser verzweifelten Lage herauszukommen.

Furcht vor einer Verschleppung nach Sibirien

Immer wieder erfuhr man über Bekannte von erschreckenden Einzelschicksalen. Der Vater einer gut befreundeten Familie meiner Eltern, die in unserer Nähe wohnte, wurde in ein Gefängnis geworfen, nur weil er als Unternehmer an einer Textilfabrik beteiligt war. Seine Frau und die minderjährige Tochter wurden zu einem tschechischen Bauern in der Nähe von Prag als Dienstmägde verfrachtet. Wir hörten auch von den später so genannten „wildem Vertreibungen“ von Deutschen, weil einfach Tschechen in ihrer Nähe Lust hatten, sich ihrer Häuser zu bemächtigen.

Der Bruder meiner Mutter hatte einen durchschnittlich großen Bauernhof in unserem Ort. Er hatte das Pech, während des Krieges eine Zeit lang als Ortsbauernführer fungieren zu müssen, weil viele andere Bauern zur Wehrmacht eingezogen waren. Mit nationalsozialistischem Gedankengut hatte er nichts zu tun und war auch, wie mein Vater, nicht Mitglied in einer Nazi-Partei. Trotzdem wurde er verhaftet, den Bauernhof übernahm ein Tscheche und er wurde in das Gefängnis in der Festung Múrau eingeliefert, wo er unter unmenschlichen Bedingungen auf dem nackten Betonfußboden schlafen musste und sich schwerste gesundheitliche Schäden zuzog, an denen er auch relativ früh nach der Zwangsaussiedlung starb.

Zu jener Zeit, im Sommer 1945, war den Deutschen im Sudetenland noch nicht bekannt, was allgemein mit ihnen geschehen würde. Immer noch bestand die Furcht, als Arbeitssklaven nach Sibirien verschleppt zu werden. Erst allmählich wurde den meisten klar, dass es für sie in dem neuen tschechoslowakischen Staat überhaupt keine Zukunft mehr geben wird.

Zwar hatte sich einige Wochen nach dem Umsturz für unsere Lage insofern eine Verbesserung ergeben, als der tschechische Verwalter unseres Betriebes meine Mutter als Hilfskraft anforderte und bewilligt bekam. Dies hatte zur Folge, dass wir die Räume im 3. Stockwerk unseres Hauses zugewiesen bekamen und somit wenigstens wieder, wenn auch eingeschränkt, in unserem Haus wohnen durften. Allerdings konnte mein Vater nach wie vor in diesem Refugium nur ab und zu auftauchen.

Es muss im Spätsommer dieses Jahres 1945 gewesen sein, als meinen Eltern unsere Situation als hoffnungslos und ausweglos vollends bewusst wurde.

Jedenfalls hatte mein Vater ernstlich in Erwägung gezogen, uns alle mit der noch von den Nazis überlassenen Pistole zu erschießen. Vorbilder von Bekannten aus Zwittau, die auch ihre Familien auslöschten und sie so vor dem befürchteten Schicksal der Verschleppung nach Sibirien zu bewahren versuchten, gab es mehrere. Die Erörterungen zwischen meinen Eltern über diesen Plan haben sich tief in meine Erinnerung eingegraben.

Die Flucht wird vorbereitet

Obwohl meine Mutter bei dem tschechischen Betriebsverwalter als Bürokrant ein Auskommen hatte, war die Lage für meinen Vater unhaltbar. Wohl über Bekannte erfuhren meine Eltern von der Möglichkeit, Russen mit Wertgegenständen zu bestechen, sich ihnen auf Gedeih und Verderb auszuliefern mit der Hoffnung, von ihnen schwarz über die Grenze geschafft zu werden.

Die Schwierigkeit, einen solchen Fluchtplan in die Tat umzusetzen bestand auch darin, dass alles bis zuletzt geheim gehalten werden musste. Immer wieder hörte man, dass Deutsche, die versucht hatten, unerlaubt ins Ausland zu fliehen und scheiterten, von den Tschechen gnadenlos bestraft wurden. Man warf ihnen unter anderem auch Diebstahl an tschechischem Eigentum vor.

Im Herbst 1945 konkretisierten sich die Fluchtpläne meiner Eltern. Als geeigneten Zeitpunkt dachten sie sich zusammen mit einem befreundeten Inhaber eines Installationsbetriebes in Zwittau den Jahrestag der Gründung der ersten tschechischen Republik aus, der auf den 28. Oktober fiel. Es war anzunehmen, dass an diesem nationalen Feiertag der Sieg über den Nationalsozialismus und die Befreiung der Tschechoslowakei durch die russische Armee großartig gefeiert werden würde. Als Konsequenz nahm man an, dass dadurch auch die Überwachung der Staatsgrenzen an diesem Jubeltag weniger scharf sein würde.

Tatsächlich gelang es den Bekannten meiner Eltern für den 28. Oktober mit der Besatzung eines russischen Militärlastwagens eine entsprechende Vereinbarung zu treffen. Als Belohnung wurden den russischen Fahrern eine goldene Uhr, Stiefel und andere Gegenstände versprochen, auf die sie scharf waren. Denn wir konnten das Entgegenkommen der Russen nicht mit Geld bezahlen. Die Reichsmark, die wir noch hatten, waren wertlos und auf die wenigen Tschechen-Kronen, über die meine Eltern verfügten, legten die Russen auch keinen Wert.

Der 28. Oktober fiel 1945 auf einen Sonntag. Der tschechische Betriebsverwalter wurde als einzige fremde Person in unserem Haus von meiner Mutter über unseren Plan informiert. Er stammte aus Policka, einer 15 km entfernten Stadt in Böhmen. Dieser Tscheche durfte natürlich offiziell von unserm Fluchtvorhaben nichts wissen, weil er verpflichtet gewesen wäre, uns sofort anzuzeigen, um dieses „Verbrechen“ der Republikflucht zu verhindern. Also fuhr er bereits am Samstag mit seiner Familie zu einem Wochenend-Besuch in seinen Heimatort und konnte sich so ausreden, dass er von unserem Verschwinden keine Ahnung hatte.

Im übrigen bewahrten meine Eltern schon seit Wochen strengstes Stillschweigen über den Fluchtplan. Nur die Schwester meiner Mutter, die früher unseren Haushalt geführt hatte und seit dem Einmarsch der Russen etwa 2 km entfernt in ihrem Elternhaus wohnte, wurde in den letzten Tagen eingeweiht. Sie schlich sich an jenem 28. Oktober in der Dämmerung zu uns – es gab immer noch eine Ausgangssperre für alle Deutschen mit Anbruch der Nacht – und brachte uns einige Lebensmittel, die wir mitnehmen konnten.

Meine Eltern wussten, dass auf dem Russen-LKW Proviant und Kartoffel geladen sein würden und für die Flüchtlinge nur wenig Platz blieb. Also musste das Fluchtgepäck möglichst klein sein. Weil der Winter schon vor der Tür stand zog man warme Kleider an, packte 2 Laib Brot in einen Sack und ein paar wenige andere Dinge, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Jedenfalls sehe ich noch einen grossen Fellsack, den man für meine fünfjährige Schwester mitnahm.

Es war geplant, dass der Vater meines Vaters, der seit dem Tod meiner Großmutter bei uns lebte, zunächst zu Hause bleiben sollte. Meine Eltern wollten ihn später irgendwie nachkommen lassen. Auch erschien es sinnvoll, dass er die wenig uns noch verbliebenen persönlichen Gegenstände behüten sollte. Vieles hatten meine Eltern ohnehin schon vor unserer Flucht dem tschechischen Verwalter-Ehepaar übergeben, weil die Deutschen ja nach einem bekannten Dekret von Ministerpräsident Benesch praktisch nichts mehr besitzen durften.

Flucht auf Leben und Tod

Der Abend des 28. Oktober kam heran und die Frage lag in der Luft, ob die Russen Wort halten würden oder nicht. Aber sie kamen tatsächlich und sogar pünktlich wie vereinbart um 22 Uhr. Der GMC-Armee-Laster fuhr in unseren Bauhof, sodass man ihn von der Strasse nicht sehen konnte. Er hatte eine tonnenförmige Plane über der Ladefläche, wie die meisten Militärfahrzeuge und tatsächlich darunter Kartoffel geladen. Es erwies sich als sehr hilfreich, dass sich meine Mutter, dank ihrer guten Tschechisch-Kenntnisse, mit den beiden russischen Fahrern verständigen konnte. Man gab ihnen zuerst die bereitgelegten „Geschenke“ – eine goldene Taschenuhr und ein Paar Stiefel - und beeilte sich mit dem Aufsteigen auf die Ladepritsche und platzierte sich hinter den Kartoffeln, an der Rückwand des Führerhauses.

Als die Russen bemerkten, dass der Opa nicht mitkommen würde, forderten sie meine Eltern auf, ihn zu veranlassen, auch mitzukommen. Er holte sich schnell ein paar Sachen aus dem Haus und stieg mit uns ein. Und los ging die Fahrt. Als wir vom Bauhof den Auffahrtsweg hinunter zur Landstrasse fuhren und meine Eltern durch die angehobene Plane noch einen Blick auf ihr Haus warfen, sagte mein Vater: „Wer weiß, ob wir unser Haus noch einmal wiedersehen werden.“ – Und tatsächlich kamen er und mein Grosvater nie mehr zurück.

Zunächst fuhren wir in die Innenstadt von Zwittau, um die Installateurfamilie abzuholen. Dann ging es mit hohem Tempo weiter in Richtung Brünn. Gut kann ich mich noch an das laute Motorengeräusch und das Gerüttel erinnern. Meine Schwester schlief in ihrem Fellsack bald

ein. Und auch ich musste eingenickt sein. Denn ich erinnere mich, dass ich plötzlich Lichter von Strassenlaternen durch die Plane schimmern sah. Der Wagen hatte angehalten und meine Eltern und ihre Bekannten waren in Aufregung. Man fürchtete, dass die Russen uns jetzt einfach vom Wagen werfen würden und mit den „Geschenken“ das Weite suchen könnten.

Aber dem war nicht so. Ein Russe kam nach hinten und sagte uns, dass ein Reifen gewechselt werden müsse. Und tatsächlich wuchtete er anschließend unter den Kartoffeln einen Ersatzreifen heraus und die Fahrer machten sich daran, das Fahrzeug wieder fahrtüchtig zu machen. – Die Angst bei uns Flüchtlingen war trotzdem groß. Denn man wusste, wenn eine tschechische Polizeikontrolle die „Ladung“ entdeckt hätte, wäre dies das Ende unserer Flucht und wahrscheinlich unseres Lebens gewesen.

Mit beendeter Reparatur war die Erleichterung groß. Ein Russe sagte uns noch, dass man jetzt bis zur österreichischen Grenze durchfahren werde. Kurz davor werde er aber zu uns nach hinten kommen. Und so geschah es auch. Sie hielten vor der Grenze kurz an und ein Russe setzte sich mit einer Maschinenpistole im Anschlag ganz hinten an die Bordwand hinter die geschlossene Plane. Er forderte uns auf, uns so gut es ging hinter dem Kartoffelberg zu verkriechen und versicherte uns, dass er im Ernstfall, wenn ein tschechischer Kontrolleur sich anschicken würde, die Ladefläche zu kontrollieren, von seiner Schusswaffe Gebrauch machen würde.

Aber alles ging gut. Der LKW hielt an der Grenze überhaupt nicht an, sondern fuhr mit hohem Tempo durch. Hinterher wurde gesagt, man hatte immer noch auf den Halt an der Grenze gewartet und gezittert, als man

bereits auf österreichischem Boden war und damit sein Leben gerettet hatte.

In der Wiener Innenstadt kamen wir gegen 5 Uhr morgens an und stiegen steif, übernächtigt und durchgerüttelt mit unserem wenigen Flüchtlingsgepäck von unserem Russen-LKW auf den Gehsteig. Aber wir waren glücklich, wir waren entkommen!

In Wien auf der Strasse gelandet – aber den Tschechen entkommen

Mein Vater hatte die Absicht, zu versuchen, bei seinem Onkel im II. Wiener Gemeindebezirk unterzukommen. Aber weil keine Verbindung zu seinem Verwandten in den vorausgegangenen Wochen möglich war, konnte er nicht wissen, dass das Haus in dem der Onkel wohnte, von Bomben getroffen war und ausserdem gerade Typhus aufgetreten war. Also beschlossen meine Eltern einen anderen Unterschlupf zu suchen.

Unterschlupf in der Pension „Highlife“

Durch einen glücklichen Zufall traf mein Vater noch am selben Tag einen anderen Zwittauer auf der Strasse, der im I. Bezirk in einer ehemaligen Pension mit dem schönen Namen „Highlife“ untergekommen war. Diese Pension befand sich in einem Haus, dessen Dach zum großen Teil fehlte und in dessen Fenstern gelbes Wachspapier leuchtete, statt Glas. – Aber immerhin, da waren noch einige weitere Zwittauer Familien, es gab einen

Sparherd, der beheizbar war und ein Dach über dem Kopf. Und noch einen weiteren wichtigen Vorteil hatte diese Adresse in der Rosenbursengasse 12, in der Nähe des ausgebombten Kriegsministeriums: sie lag in einer Zone, die von allen vier Besatzungsmächten kontrolliert wurde und somit nicht von den Russen allein.

Wir hatten anfangs alle zusammen nur einen Raum zur Verfügung. Es gab in der Etage für alle Untergeschlüpften eine Kochgelegenheit, die reihum benutzt werden musste. Geschlafen haben wir zu Anfang teils in einem Bett, zur Mehrzahl aber auf dem Boden. Sonderbarerweise erinnere ich mich noch daran, wie wir die noch von zu Hause mitgebrachten Lebensmittel gegessen haben. Den Eindruck, in einer verzweifelten Notsituation zu sein, hatte ich als Neunjähriger nicht.

In Wien im ersten Nachkriegswinter

Im Gegenteil, von Anfang an, erweckte die „Dritte-Mann-Atmosphäre“, in der sich Wien damals befand, mein Interesse. Die Rosenbursengasse liegt nicht weit entfernt vom Donaukanal. Meine ersten Erkundungsgänge machte ich entlang dem Donauquai, sah die zerstörte Schwedenbrücke, spazierte bei der ausgebombten Urania über die hölzerne Notbrücke, die an der Stelle der Aspernbrücke errichtet worden war in den 2. Bezirk und wunderte mich beim Hauptzollamt über die aus einem Tunnel kommende Stadtbahn. Fast jedes zweite Haus in der Ringstrassengegend war zerstört oder hatte eine vom Feuer geschwärzte Fassade. Umschränkte Bombentrichter gab es an jeder Ecke. Aber an diesen Trümmeranblick gewöhnte ich mich bald. Er fiel mir schon nach ein paar Tagen gar nicht

mehr auf. Vielmehr wurden meine Blicke von den teilweise wieder verkehrenden roten Straßenbahnen magisch angezogen. Die Ringlinien verkehrten noch nicht durchgehend, aber wenn ich den Stuben- und Parkring bis hinunter zum Schwarzenbergplatz ging, begegnete ich doch einer größeren Anzahl von Straßenbahnen mit verschiedenen Linienbezeichnungen und Fahrtzielen. Weil im Herbst 1945 noch öfters der Strom ausfiel, kam es vor, dass die Straßenbahnen in einer langen Reihe auf beiden Seiten der Ringstrasse aufgereiht standen und ich ganz nahe daran entlang schlendern konnte.

In besonderem Masse interessierte mich das Liniennetz der Wiener Straßenbahnen. Jeden Stadtplan, in dem die Tram- und Buslinien eingezeichnet waren, versuchte ich an mich zu bringen und zu studieren. Ich beobachtete mit Interesse die verschiedenen Fahrscheine und die sonderbare Art der Lochung durch den Schaffner an bestimmten Stellen. Einen Höhepunkt für mich stellte einmal eine Fahrt mit der Linie 71 über die Simmeringer Hauptstrasse bis zum Wiener Zentralfriedhof dar. Und auch eine Fahrt bis zur Reichsbrücke über die Donau, die ich zu Fuß bei einem fürchterlichen Sturm überquerte. Die Brücke schwankte so stark, dass ich mich fürchtete, sie könnte einstürzen.

An einige Straßenbahntriebwagen erinnere ich mich, die nur aus einem Bodenrahmen, einem Führerstand und einem Stromabnehmer bestanden und als Zugmaschine für angehängte Wagen zum Abtransport der Trümmer verwendet wurden.

Die Wiener Stadtbahn hatte auch wieder ihren Betrieb aufgenommen. Ihre Wagen wirkten immer etwas unheimlich auf mich. Aber vor allem waren sie im Betrieb sehr laut. Hochinteressant war, damit auf der Gürtellinie über die Hochviadukte zu fahren und auf die Häuser beiderseits hinunter

zu blicken. Die Linienbezeichnungen dieser Züge, wie GD oder WD blieben langezeit ein Geheimnis für mich.

Ungefähr Ende November 1945 meldeten mich meine Eltern an einer Art Weiterführenden Schule im I. Bezirk an. Der Fußweg dorthin war nicht weit und ich konnte ihn gut allein bewältigen. Sogar die Straßenbahn am Ring durfte ich benützen, obwohl es bis zum Schwarzenberg Platz nur 2 Stationen waren.

In meiner Schulklasse waren unterschiedlich alte Kinder. In dem Raum im Erdgeschoss wurde mit einem Kohleofen geheizt. Es fand eine Art Notunterricht statt. Auf jeden Fall wurde auch Englisch unterrichtet, was für mich ganz neu, schwierig, aber auch hochinteressant war. Mein Englisch-Unterrichtsbuch war mit „The New Guide“ betitelt. Ich weiß noch, dass ich diesen Buchtitel schon einigermaßen korrekt aussprechen konnte, ohne dass ich noch wusste, was er bedeutete.

Der Unterricht fand damals aber noch nicht kontinuierlich statt und ich glaube über Weihnachten/Neujahr gab es ausgedehnte Ferien. Der Grund dafür war wohl zur Hauptsache das fehlende Heizmaterial, wohl aber auch fehlendes Lehrpersonal.

In meiner Freizeit genoss ich es, die zertrümmerte Stadt um unseren Wohnort herum mehr und mehr zu erkunden. Die „Dritte-Mann-Atmosphäre“ mit den rußgeschwängerten Hausfassaden, die zerstörten Brücken am Donaukanal, aber auch die verwinkelten Gassen im Zentrum des I. Bezirks zogen mich magisch an. Und genauso auch das Viertel hinter der Urania, hinter dem bedrohlich aussehenden zerbombten Kriegsministerium hinunter bis zum Hauptzollamt. Dort sah ich oft lange Zeit von Straßenüberführungen den im Untergrund vorbeidonnernden

Stadtbahnzügen zu. Streifzüge führten mich aber auch ein Stück in den II. Bezirk hinein, der russisch besetzt war. Bei solchen Eskapaden hatte ich immer etwas Angst im Leib und fürchtete mich manchmal, den Weg nach Hause nicht mehr zu finden.

Ein Schulkamerad aus Zwittau, der anfangs mit seinen Eltern auch in unserer Pension Highlife gewohnt hatte, zog um die Weihnachtszeit weg nach Styx in Niederösterreich. Mit diesem Sohn eines Zwittauer Primar-Arztes führte ich dann einige Monate einen regen Briefwechsel, in dem wir uns gegenseitig die Entdeckungen in der fremden Umgebung schilderten.

Viele Sudetendeutsche, die in Wien untergekommen waren, rechneten wohl immer noch damit, dass sich die politische Lage zu ihren Gunsten verändern könnte und eine Rückkehr in die Heimat möglich werden könnte. Andererseits war vielen von ihnen auch klar, dass das zerstörte Wien für sie kein gutes Pflaster sein würde. Das, unter anderem, schon deshalb nicht, weil der Weg bis zur Erlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft lang und mühsam war.

Der Winter ging vorbei. Eigentlich kann ich mich weder an viel Schnee erinnern, noch daran, dass wir gefroren hätten. Aber wir konnten es an den „gestutzten“ Bäumen an der Ringstrasse selbst sehen, dass die Leute in ihrer Not nachts deren Äste absägten.

Die Sparbacher Episode

Im Februar 1946 kam durch einen Zufall eine Veränderung in unser Flüchtlingsdasein in der Pension Highlife. Mein Vater begegnete auf der Strasse einem seiner großen Kunden aus der Vorkriegszeit. Dieser Herr

Obenhaus, ein Schweizer Unternehmer, für den er in Schönbrunn, bei Zwittau, vor dem Krieg Fabrikhallen für eine Seidenweberei gebaut hatte, hielt sich zufällig in Wien auf und sagte, dass er seine leerstehende Villa in Sparbach, einem südlichen Randbezirk von Wien, uns gerne zur Verfügung stellen würde.

Natürlich nahm mein Vater an und wir waren glücklich, dass es nun doch wieder aufwärts gehen würde, zumal mein Vater auch eine Arbeitsstelle in Aussicht hatte und kurz zuvor auch noch einen günstigen Zwischenbescheid zur Erlangung der österreichischen Staatsbürgerschaft bekommen hatte.

Wir zogen also mit unserem wenigen Hab und Gut ohne Möbelwagen um und wurden in der idyllisch gelegenen Villa von einem slowenischen Hausmeisterehepaar freundlich empfangen. Die Räume in dieser Villa waren riesig und ich sehe noch genau vor mir ein großes Puppentheater in einer Kiste, die einem Überseekoffer glich. Um das mehrstöckige Haus gab es einen Park mit alten Bäumen und gewundenen Promenadewegen. Am Eingang des Anwesens stand ein kleines bescheidenes Haus, in dem das Hausmeisterehepaar wohnte. Ich erinnere mich an sonnige Vorfrühlingstage, an denen an der Südseite des Parks der Schnee bereits zu schmelzen begann. Es war eine herrliche Atmosphäre um diese Villa. In den Zweigen der alten Nadelbäume rauschte der warme Südwind. Mein Vater verließ morgens zeitig unsere neue Bleibe, ging eine grössere Wegstrecke durch den Wald und fuhr mit der Straßenbahn von Mödling nach Wien zu seinem neuen Arbeitsplatz. Sonderbarerweise brauchte er vom Ortsbürgermeister eine Sondergenehmigung, um den Weg bis Mödling gehen zu dürfen.

So schnell wie wir in unsere idyllische Villa eingezogen waren, so schnell zogen wir auch wieder aus, um uns erneut in die Innenstadt zu flüchten. Und das lag an einem einfachen, aber handfesten Grund: der Ort Sparbach lag in der russisch besetzten Zone. Unser slowenischer Hausmeister berichtete uns von nächtlichen Plünderungen im Dorf und erzählte uns auch davon, dass wiederholt Frauen von den Russen nachts aus den Häusern geholt und vergewaltigt wurden. Ergo blieb erneut nur eine Flucht übrig.

Letzte Wochen in Wien und Aussiedlung in die amerikanische Zone Deutschlands

Nun war aber unser erster Unterschlupf im I. Bezirk nicht mehr verfügbar. Irgendwie gelang es meinem Vater jedoch im III. Wiener Gemeindebezirk, St. Marx, der von den Franzosen verwaltet wurde, eine andere Bleibe zu finden. Diese bestand aber nur aus einem Raum, dessen Fenster zur Hälfte unter dem Niveau des vorbeiführenden Gehsteigs lag. Zudem war dieses bessere Loch auch noch feucht. Ich erinnere mich, dass ich der schönen Villa in Sparbach und auch der ersten Unterkunft in der Rosenbursengasse nachtrauerte. Meinen Schulbesuch fortsetzen konnte ich auch nicht mehr.

Jetzt hatten wir also Aussicht, bald österreichische Staatsbürger zu werden, mein Vater hatte in einem Wiener Bauunternehmen Arbeit gefunden und doch war auch wegen der Wohnverhältnisse eine

einigermaßen erträgliche nähere Zukunft in dem zerbombten Wien unwahrscheinlich. Also versuchten meine Eltern irgendwie „herauszukommen“.

Wieder über andere Flüchtlinge aus unserer Gegend erfuhren meine Eltern, dass man sich für einen amerikanischen Flüchtlingstransport anmelden konnte, der in die amerikanische Besatzungszone von Deutschland fahren sollte. Mein Vater erhielt für uns Fahrausweise mit dem Bestimmungsort München. Wieder packten wir also unsere paar Habseligkeiten zusammen und fanden uns am Bahnhof Hütteldorf-Hacking zur Verladung in einen langen Güterwagen-Zug ein. Genau weiß ich noch, dass wir vor dem Einsteigen in die Wagons noch auf dem Bahnsteig „desinfiziert“ wurden. Helfer spritzten ein aufstäubendes weißes Pulver am Nacken unters Hemd.

Auf die Fahrt mit diesem Zug hatte ich mich schon gefreut, aber leider sah ich von der Strecke so gut wie nichts, weil der Güterwagen keine Fenster hatte und die Türen geschlossen blieben. Der Wagen war ziemlich vollgestopft mit Leuten. Immerhin gab es aber einen Kanonenofen, der auch beheizt wurde und so gab es wenigstens eine erträgliche Raumtemperatur.

Die Abfahrt erfolgte an einem Nachmittag, gegen Mitternacht hielt der Zug in der dunklen Trümmergegend des Münchner Hauptbahnhofs. Aus den Erzählungen meiner Eltern weiß ich, dass es in dieser Nacht auch noch regnete und München auf sie einen extrem abstoßenden und hoffnungslosen Eindruck machte. Folglich beschloss mein Vater ganz einfach in dem Wagon zu bleiben, gleich was mit uns geschehen würde und gleich wohin der Zug eventuell noch weiterfahren würde. – Und er fuhr weiter gen Westen. Am nächsten Morgen war man in Bad Cannstatt, in Württemberg. Weil die Bahnbrücke über den Neckar zerstört war,

konnte der Zug nicht bis Stuttgart Hauptbahnhof fahren. Wir mussten wohl recht lange in Bad Cannstatt gestanden sein. Jedenfalls kam bei den Leuten in unserem Wagen plötzlich das Gerücht und die Angst auf, die Amerikaner könnten uns an die Franzosen abschieben. Offenbar wusste man, dass zu dieser Zeit in Stuttgart und in den angrenzenden Gebieten Franzosen die Besatzungsmacht waren und es gab die Vorstellung, dass Marokkaner in deren Truppe ähnliche Gräueltaten verübten, wie wir sie von den Russen kannten.

Das Bangen flaute erst ab, als unser Zug sich schließlich nach Osten in Bewegung setzte und man gewahr wurde, dass man sich doch in einer amerikanisch besetzten Zone befand.

Nach einer weiteren kurzen Fahrt hielt der Zug endgültig am frühen Nachmittag in Schwäbisch Gmünd.

Freundlicher Empfang und Quarantäne

Für die meisten Passagiere unseres „Flüchtlingszuges“ wird ihre Ankunft in Schwäbisch Gmünd in guter Erinnerung geblieben sein. Man war in einer nicht zerstörten Stadt angekommen, die Gegend war von amerikanischen Truppen besetzt, Russen und Tschechen waren weit zurückgeblieben. Und auf dem Bahnsteig gab es sogar etwas Warmes zu essen.

Viele Jahre später hat meine Mutter immer noch davon erzählt, dass ein Spaßvogel unter uns Passagieren in tschechisch „horky parky“ (heisse Würstchen) gerufen hat, so wie es früher auf den tschechischen Bahnhöfen üblich war. Wie meine Mutter, so haben auch andere

Mitreisende nur an einen Spaß geglaubt. Aber tatsächlich hatte das Rote Kreuz den Ankommenden Würstchen aus einer Gulaschkanone angeboten.

Mit Lastwagen wurden wir in ein Quarantänelager transportiert. Es war die Hindenburg-Oberschule, später meine erste Schule, die ich in Württemberg besuchte.

In den Klassenräumen waren Stockwerkbetten aufgestellt, das ganze Haus roch etwas nach Desinfektionsmitteln, aber die Räume waren sauber und gut geheizt. Und für eine regelmäßige Verpflegung war auch gesorgt. Aus den Fenstern der oberen Stockwerke konnte man über die Stadt sehen und überhaupt war die neue Umwelt interessant für mich.

Nach einiger Zeit entstand verständlicherweise Ungeduld, weil der Zeitpunkt des Endes der Quarantäne noch immer nicht feststand. Gerüchte gingen um, dass Fälle von Scharlach und Dyphterie aufgetreten seien.

An einem bitterkalten Spätwintertag war es dann endlich soweit. Zusammen mit einigen anderen Familien bestiegen wir einen Lastwagen, der uns nach Lorch bringen sollte. Die Fahrt ging von Schwäbisch Gmünd erst einmal in Richtung Schwäbischer Wald über einige Dörfer auf einem Höhenrücken, wo unser Wagen mit Schneeverwehungen zu kämpfen hatte. Die ersten Familien wurden „abgeladen“. Mit uns Restpassagieren ging es wieder hinunter ins Remstal nach Lorch.

Als Flüchtling untergekommen

Auf welchem Wege wir zu unserer Gastfamilie kamen, kann ich nicht mehr erinnern. Wir landeten jedenfalls zu fünft in einem sauberen, aber kleinen Haus. Auch die Räumlichkeiten, die uns zugewiesen wurden, waren eng. Gekocht wurde in zeitlicher Abstimmung mit den Hauseigentümern auf deren Herd. Aber man arrangierte sich. Als Kind gelitten habe ich erst bei der nächsten Unterkunft, die unweit von unserer ersten Bleibe entfernt, in derselben Strasse lag. Die Hauseigentümerin war eine Kriegerwitwe, die sich mit Gemüseanbau über die Runden brachte. Sie hatte 4 Kinder, etwas jünger bzw. älter als ich, die ihr alle schon bei der Gartenarbeit zur Hand gehen mussten. Meine Eltern qualifizierten die neue Gastgeberin als eine herzensgute Frau, die sich überaus tapfer durchs Leben schlug. Die Räume die wir hier zur Verfügung hatten, waren deutlich größer als bei der ersten Unterkunft. Allerdings lagen sie im Erdgeschoss, was mir gar nicht gefiel. Die Fenster der Küche und eines weiteren Zimmers gingen zudem auf einen Hof mit einem Misthaufen. Schlimmer war aber das jenseits des Hausflurs liegende Plumpsklo, das furchtbar stank und natürlich keine Heizung hatte.

Der Schulbesuch begann als „Fahrschüler“

Weil es in Lorch kein Gymnasium gab, musste ich die Oberschule in Schwäbisch Gmünd besuchen. Der Weg von unserer Wohnung bis zur Bahnstation in Lorch war fast eine halbe Stunde lang. Die Fahrt ins 8 km entfernte Gmünd dauerte 20 Minuten und vom Bahnhof Gmünd bis zu

meiner Schule war es eine weitere Viertelstunde Fußweg. Noch kann ich mich erinnern, dass der Unterricht in der 1. Klasse in verschiedenen Gebäuden stattfand. Das eigentliche Jungengymnasium war immer noch Flüchtlingsauffanglager. Es blieb auch nicht aus, dass der Stundenplan über den Tag verstreut viele Lücken aufwies, sodass wir eine Menge Zeit in der Stadt herumhingen, bevor wir nach der letzten Unterrichtsstunde am Nachmittag wieder zum Bahnhof wanderten, um auf den nächsten Zug zu warten. Weil der Fahrplan noch sehr dünn war, versuchten wir den Heimweg gelegentlich auch per Anhalter zu bewältigen. Gut erinnern kann ich mich noch an die zum Teil abenteuerlichen Fahrzeuge, die uns mitnahmen. Manchmal fuhren wir mit einem Wagen, der mit Holzgas angetrieben wurde und deshalb am Heck einen Vergaserkessel eingebaut hatte.

Zum Abenteuer wurde der Schulweg im Herbst, wenn die Leute aus dem Remstal und aus Stuttgart mit großen Taschen, Säcken und Sieben in die Nähe der Schwäbischen Alb fuhren, um in den Wäldern Buchäcker zu sammeln, aus denen man Öl pressen konnte. Die Wagen waren dann morgens beim Einsteigen in Lorch so überfüllt und mit Mensentrauben behangen, dass wir keine Chance hatten, rechtzeitig zur Schule nach Gmünd zu kommen. Wir mussten dann ein oder zwei Züge abwarten und kamen entsprechend spät zum Unterricht, was uns manchmal, wenn Prüfungen anstanden, oder abgefragt wurde, gar nicht so Unrecht war. Insgesamt führte diese Besonderheit, „Fahrschüler“ zu sein, natürlich dazu, dass wir gegenüber den Mitschülern, die in Gmünd wohnten, einen schweren Stand hatten.

Für mich kam noch erschwerend hinzu, dass ich in eine Klasse eintreten musste, die mit dem Unterricht schon im Herbst begonnen hatte. In

Englisch und einigen anderen Fächern hing ich aus diesem Grund am Anfang mächtig hinterher. Aber sonderbarerweise führte der Zwang, in diesen Fächern aufholen zu müssen dazu, dass ich nach einigen Wochen besser war als meine Mitschüler. In Englisch ist dieser Vorsprung übrigens über die ganze Schulzeit so geblieben.

In Fächern wie Geschichte und Geographie hatten wir Flüchtlingskinder aber noch einen anderen Nachteil gegenüber den Einheimischen.

Während diese wohl in jeder Familie zu Hause über mehr oder weniger Bücher zum Nachschlagen verfügten, hatten wir Vertriebene diese Möglichkeiten eben nicht. Und die Chancen in den ersten Nachkriegsjahren, sich entsprechende Bücher zu besorgen, waren sehr begrenzt, weil es auf dem Markt einfach kaum welche gab. Noch weiß ich genau, wie neidig ich auf Mitschüler war, die einen eigenen Geschichtsatlas hatten und so oft viel mehr wussten, als wir Habenichtse. Diese Nachteile spürten wir Flüchtlingschüler noch viele Jahre.

Der Beginn des „Wiederaufstiegs“

Vom Flüchtlingsamt war mein Vater zuerst einem Bauern als Knecht zugeteilt worden. Weil er sich aber offenbar für eine solche Arbeit wenig geeignet zeigte, schickte der Bauer ihn kurzerhand wieder weg. Er bekam als neue Stelle eine Arbeit zugewiesen, bei der er bei Einheimischen Wohnraum für Vertriebene requirieren sollte, was sicher auch keine angenehme Tätigkeit war.

Ein damaliger Landrat kam schließlich auf die Idee, dass dieser Baumensch, der mein Vater war, noch zweckmäßiger eingesetzt werden

könnte. Mein Vater wurde gefragt, ob er mit anderen Vertriebenen zusammen in der Lage sein würde, neuen Wohnraum, der so dringend von Nöten war, zu schaffen. Und natürlich bejahte dies mein Vater, holte sich einige Bauleute zusammen, die teilweise mit unserem Umsiedlungstransport nach Schwäbisch Gmünd gekommen waren, und legte los.

In kurzer Zeit entstanden in einer Randgemeinde von Gmünd neue Wohnhäuser, weil der besagte Landrat es verstanden hatte, schwer zu beschaffendes Baumaterial zu organisieren und so die Wohnungsnot vor Ort wirkungsvoll zu erleichtern.

Nachdem mein Vater gesehen hatte, dass der Bedarf an Neubauten riesengroß war, nachdem er auch erfahren hatte, dass man auch offiziell nicht vorhandenes Baumaterial beschaffen konnte, wenn man sich nur geschickt genug anstellte, meldete er wieder ein Bauunternehmen an und sammelte weiter Mitarbeiter um sich.

Noch in der zweiten „Notunterkunft“ in Lorch richtete er einen Raum als Büro ein. Ein Bauingenieur, ebenfalls Vertriebener, wurde eingestellt, und es wurden in kurzer Zeit etwa 30 Maurer, Zimmerer und Helfer auf Baustellen beschäftigt.

Seine Kontaktfreudigkeit brachte meinen Vater mit versierten Kaufleuten zusammen, die wussten, wie man Zement in Heidelberg und Stahl im Ruhrgebiet beschafft und sicher nach Gmünd bringt. Und das auch ohne Bezugscheine und ohne Erlaubnis, mit diesen Waren die Grenzen der Besatzungszonen zu überschreiten. Man kaufte Stabstahl in Düsseldorf, bezahlte mit „Gauloises“ Zigaretten und setzte sich auf den Güterwagen, auf dem dieser Stahl verladen wurde, damit er nicht geklaut werden konnte. Gut kann ich mich erinnern, dass meine Eltern die erwähnte

Zigarettenwährung in vielen Kartons unter meinem Bett versteckt hatten.
– Aber so waren die Zeiten und nur so konnte man praktische
Aufbauleistung schnell erbringen.

Die „Seidl-Aktion“ im Kloster Lorch

Als die Aufträge zunahmen und die verfügbaren Mitarbeiter knapp wurden, kam mein Vater auf eine spektakuläre Idee. Er wusste, dass eine große Zahl von ehemaligen Mitarbeitern in seinem ersten Bauunternehmen in Zwittau in die sowjetisch besetzte Zone umgesiedelt worden waren. Einige hatten sich auch bereits an ihn gewandt und angefragt, ob er sie wieder beschäftigen könne. Zusammen mit dem Wirtschaftsministerium in Stuttgart wurde ein Plan aufgestellt, mit dem im Laufe von wenigen Monaten ungefähr 120 Familien aus der Sowjetzone angefordert und umgesiedelt wurden. Bei dieser später als „Seidl-Aktion“ bekannt gewordenen Initiative musste natürlich auch Wohnraum für die nach Lorch avisierten Menschen gefunden werden. Mit der behördlichen Unterstützung gelang es meinem Vater, von der Evangelischen Landeskirche das Kloster Lorch anzumieten, wo die umgesiedelten Familien eine erste Unterkunft fanden. Viele dieser wiederbeschäftigten Mitarbeiter blieben über Jahrzehnte in ihrem alten/neuen Unternehmen und waren später, als eine Ausreise aus der späteren DDR nicht mehr möglich war, meinem Vater dankbar für seine Initiative zur rechten Zeit.

Das erste Eigenheim, Büroräume und Lagerhallen werden erstellt

Durch Mut, Zuversicht und viel Energie gelang es bereits 1949 meinem Vater ein ausreichend großes Grundstück für ein Wohn- und Bürohaus und einen Lagerplatz in einem Seitental von Lorch zu erwerben. In wenigen Wochen wurde unter der Mithilfe der ganzen Familie, einschließlich einer Schwester meiner Mutter, das 3-geschossige Haus erstellt und eben mit dem, was wir inzwischen an Mobiliar geschenkt bekamen und zum Teil auch selbst beschaffen konnten, eingerichtet. Es war herrlich für mich aus den Mauern des letzten Flüchtlingsquartiers herauszukommen, ein eigenes winziges Zimmer unter dem Dach im eigenen Haus zu haben. Und welche Wohltat war der bescheidene Komfort über Badezimmer, WC, Balkon und kleinen Garten zu verfügen, gegenüber den beengten und unangenehmen Verhältnissen im letzten Flüchtlingsquartier! In der unteren Etage des neuen Gebäudes wurden 3 Büroräume eingerichtet, im ersten Stock waren die Wohnräume und bald ein Chefbüro und im Dachgeschoss zog eine Familie aus Brünn ein, die uns ihrerseits bei der Ankunft in Wien, im Oktober 1945, geholfen hatte, unterzukommen.

Auf dem Lagerhof gab es bald mehrere Hallen für die Lagerung von Baumaterialien und zur Unterstellung von Baufahrzeugen., deren Anzahl zügig zunahm. Bald waren es 7 oder 8 Baukolonnen die jeden Morgen mit dem zugehörigen Fuhrpark eingeteilt werden mussten. Mein Vater war in dieser Phase des Aufstiegs unermüdlich, schrieb am Vorabend die einzelnen Aufträge für die Baupatrullen und die LKWs selbst aus und

verteilte sie jeden Morgen um 7 Uhr auf dem Bauhof. Er beschaffte die neuen Aufträge, kalkulierte die Preise für die Bauvorhaben, hielt den Kontakt zu den Behörden und zur Kundschaft und kümmerte sich um die Beschaffung von Krediten.

Die neue Freiheit führte bald auch über die Landesgrenzen hinaus

In dieser rasanten Aufbauzeit des Unternehmens konnten meine Eltern für meine Schwester und mich zwar wenig Zeit erübrigen, aber wir hatten gar nicht den Eindruck, dass wir zu kurz kamen. Den Haushalt führte eine Schwester meiner Mutter, wir Kinder waren gut versorgt.

Heute sehe ich sogar einen Vorteil darin, dass unsere Eltern sich kaum um unsere schulischen Belange kümmern konnten. Meine Schwester und ich wurden zur Selbständigkeit erzogen und meisterten die Anforderungen in der Schule ohne nennenswerte Schwierigkeiten.

Unsere damaligen Nachbarn staunten nicht schlecht, als mein Vater etwa um die Zeit der Währungsreform von 1949 den ersten PKW anschaffte und gleich einen Mercedes wählte. Weil mein Vater ein „Autonarr“ war und die Strassen für heutige Verhältnisse leer waren, unternahmen wir an den wenigen freien Tagen, die sich meine Eltern erlaubten, Touren nach Österreich, Italien, in die Schweizer Alpen, nach Frankreich und bis nach

Spanien., die in dieser Art heute nicht mehr durchführbar wären. Oft war es nur ein Wochenende, das zur Verfügung stand und wir fuhren nach Venedig, Interlaken oder Nizza. Wir Kinder erlebten eine Welt, die wir noch nicht kannten und erhielten so doch indirekt einen wertvollen „Nachhilfeunterricht“ von dem wir wohl bis heute profitieren.

Abitur, Studium und erste Auslandsaufenthalte

Die letzten Schuljahre verflogen rasch. Schneller als erwartet lag das Abitur mit einer akzeptablen Note hinter mir. Zuvor hatte ich es noch durchgesetzt, die Fahrprüfung zu absolvieren, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch keine 18 Jahre alt war und eine Sondergenehmigung brauchte.

Als erstes Fahrzeug durfte ich einen 2-Zylinder Lloyd benutzen, der auch im Baugeschäft verwendet wurde. Dieser „Plastikbomber“ hatte eine Stockschialtung und nur 3 nichtsynchronisierte Gänge, deren gekonnte Handhabung ein Kunststück war. Aber das Fahren mit diesem Utensil machte mir einen Riesenspaß.

Zusammen mit einem Klassenkameraden heckte ich den Plan aus, mit meinem Lloyd nach der schriftlichen Abiturprüfung mal eben an die Südspitze von Sizilien zu fahren. Und offenbar bewies ich Durchsetzungsvermögen. Denn nach einigen Anläufen bekam ich von meinen Eltern die Erlaubnis und wir zuckelten an einem schönen Märztag los gen Süden. Ohne ordentliches Kartenmaterial, ohne Autobahnen und

ohne von Italien eine genaue Vorstellung zu haben. Noch konnten wir kein italienisch. Aber das lernte ich in den 3 Wochen, die wir unterwegs waren.

Über den Brenner war es noch winterlich, aber schon in der Poebene wurde es frühlingshaft. Wir schafften es mit viel Schalten über den Apennin, fuhren am Tyrrhenischen Meer entlang bis Rom und machten dort erst einmal Station, um unsere Vorstellungen aus dem Geschichtsunterricht mit realen Ansichten zu unterlegen.

Leider passierte uns hier bereits das erste große Missgeschick. In einer öffentlichen Garage wurde uns über Nacht das gesamte Werkzeug aus dem Wagen gestohlen. Dabei wussten wir, dass wir für die Weiterfahrt sehr darauf angewiesen sein würden, weil unser Autotyp zu jener Zeit in Italien so gut wie nicht vertreten war. Selbst die 25:1 Benzin-Ölmischung, die unser Lloyd brauchte, gab es nicht an den Tankstellen, sodass wir gut daran taten, Motoröl in größerer Menge in Dosen von zu Hause mitzuführen. Und weil wir trotz unseres eigenen Ölvorrats nicht immer die genaue Mischung für unseren Zweitakt-Motor erreichten, waren wir immer wieder mit dem Problem konfrontiert, dass die Zündkerzen verbleiten, sich Fehlzündungen ergaben und wir ganz einfach stehen blieben. Und des öfteren speziell an Steigungen, von denen es später in Kalabrien jede Menge gab. Wir konnten uns dann nur so helfen, dass wir eine Drahtbürste nahmen und die Bleibärte von den Zündelektroden der Kerzen abbürsteten. Was langwierig war und manchmal mit einer Brandwunde an den Fingern endete.

In Rom stellten wir also ernstliche Überlegungen an, ob eine Weiterfahrt in Richtung Sizilien ohne Werkzeug überhaupt sinnvoll war. Aber

schliessendlich fegten wir alle Bedenken beiseite und starteten auf der Via Appia Antica gen Süden.

Bis Paestum in der Campagna waren die Strassen noch gut befahrbar. Aber nach den beeindruckenden Tempeln am Meer ging es bei schlechtem Wetter auf der ewig langen, nur zum Teil geteerten Küstenstrasse bis Villa San Giovanni am Ende des Stiefels mächtig auf und ab. Mehrmals hatten wir begründete Zweifel, ob wir es überhaupt bis an die Südspitze Siziliens schaffen würden und nicht besser aufgeben sollten. Aber unser Stolz und unser jugendlicher Drang in die Ferne setzten sich durch. Wir schafften es über die Strasse von Messina und fuhren die Ostküste Siziliens über Taormina und Syrakus hinunter bis an das Capo Passero.

Dass wir auch noch die vielen Kilometer an der Adriaküste nach Hause schafften, ohne auf den Zug umsteigen zu müssen, kann nur der Zähigkeit unseres Leukoplastbombers oder unseren Fahrkünsten zu verdanken sein. Jedenfalls verbrauchten wir erst in Venedig unsere eiserne Geldreserve, die für den Notfall vorgesehen war, um noch eine Bahnfahrkarte nach Hause kaufen zu können.

Ein Vierteljahr in Mittelfinnland und in Lappland

In Stuttgart begann ich mit dem Studium des Bauingenieurwesens. Bereits im ersten Semester bewarb ich mich um eine Praktikantenstelle im Ausland und bekam die Möglichkeit, in den Semesterferien auf einer Brückenbaustelle in Mittelfinnland zu arbeiten.

Mit dem Zug reiste ich über Hamburg, Kopenhagen bis Stockholm und fuhr von dort mit einem Schiff zunächst bis Mariehamn auf den vor Finnland liegenden Aland-Inseln. Dort traf ich mich mit einer Freundin, die ich kurz zuvor zu Hause kennengelernt hatte. Wir verbrachten einige wenige herrliche Tage in dem Sommerhaus ihrer Familie in den Schären. Dann ging es weiter mit dem Schiff nach Turku und mit dem Zug über Helsinki nach Äänekoski in Mittelfinnland auf eine Brückenbaustelle, die mitten in der Einsamkeit an einem See lag.

Es war vorgesehen dass ich zusammen mit einem finnischen Studenten aus Helsinki ein Betonlabor einrichten und führen sollte. Aber die Ratlosigkeit war groß, als ich erfuhr, dass eben dieser Kommilitone nicht kommen würde, weil er krank geworden war.

Das Problem bestand ganz einfach in der fehlenden Verständigungsmöglichkeit mit den Ingenieuren und Mitarbeitern auf dieser Baustelle. Der avisierte finnische Student sollte im Gegensatz zu den Bauleuten gut englisch sprechen. Und mit finnisch andererseits konnte ich wiederum nicht aufwarten.

Schon hatte ich mich mit dem Gedanken abgefunden, nach einigen Tagen wieder in Richtung Heimat abzureisen, als eine finnische Deutschlehrerin aus dem nächstgelegenen Ort von meiner misslichen Lage hörte. Sie kam auf die Baustelle und erklärte meinen Vorgesetzten und mir, dass sie entschlossen sei, mit mir den Versuch vorzunehmen, mir finnisch innerhalb einer Woche beizubringen. Heute nennt man so etwas crash-Kurs, damals gab es diesen Ausdruck dafür noch nicht.

Sie nahm mich mit in ihr Haus und erklärte mir, dass sie ab sofort nur noch finnisch mit mir sprechen würde. In Anbetracht der Tatsache, dass finnisch für Mitteleuropäer eine außergewöhnlich schwierige Sprache ist, war das Ergebnis dieses Experimentes an mir erstaunlich. Nach einer Woche nahm mich Frau Vesama zu Freunden und Bekannten mit und führte mich dort als ein Sprachwunder vor. Und tatsächlich war es dieser wohl ebenfalls begabten Sprachlehrerin gelungen, mir in dieser kurzen Zeit so viele Ausdrücke der Umgangssprache beizubringen, dass ich ganz flott über alltägliches dahinparlieren konnte und auf der Baustelle die großen Verständigungsschwierigkeiten kleiner wurden.

Also fiel der Entschluss zu bleiben, mit den Arbeiten im Betonlabor anzufangen und mein finnisch jeden Tag im Umgang mit den Bauleuten zu verbessern.

Es war ein angenehmes und sehr naturverbundenes Leben auf dieser Baustelle. Es wurde viel gesungen und bei meiner Arbeit konnte ich mir viel Zeit lassen. Am Abend ging man zusammen in die savusauna (Rauchsauna) und badete anschließend im See. Auch die Sekretärinnen des Baustellenbüros waren oft mit von der Partie und trugen das ihrige zur Kurzweil der Abende bei.

Die Umgebung bestand aus Seen und Wäldern und aus Wäldern und Seen. Der weitverzweigte Keitele-See war schier endlos. Wenn ich in der Freizeit mit einem Ruderboot der Baustelle losfuhr musste ich immer aufpassen, den Weg zurück zu finden. Denn die Ufer mit den vereinzelt roten Sommerhäusern sahen alle gleich aus.

Die Finnen waren den Deutschen gegenüber sehr freundlich eingestellt und so ging es mir gut, gleich wohin ich kam und was ich unternahm. An Sonntagen machte ich lange Wanderungen über Land. Zu meinem Erstaunen fand ich die meisten Bauernhäuser völlig unverschlossen vor und konnte es anfangs gar nicht glauben, dass niemand in der Nähe zu finden war.

Die finnische Kost schmeckte mir gut. Meine Favoriten waren *pymää* (Sauermilch) und *kalaleipää* (Brot mit eingebackenem Fisch).

Die geplante Aufenthaltszeit von 3 Monaten ging im Flug vorbei. Am Ende meines Praktikums, Mitte Oktober, bekam ich noch Gelegenheit, zusammen mit einem Straßenbauingenieur, das Straßen- und Wegenetz in Nordlappland vor dem Wintereinbruch zu kontrollieren. Mit einem amerikanischen Ford mit Riesenspringfedern ratterten wir über die finnischen Wellblechpisten im hohen Norden. Asphaltstraßen gab es noch kaum welche. Man übernachtete teilweise in Jagdhütten, schoss Schneehasen in der Tundra entlang dem Teino-Yoki, der Grenze zu Russland und führte für einige Tage ein Trapper-Leben.

Zum Abschluss reiste ich noch auf eigene Faust nach Finmarken, der nördlichsten Provinz von Norwegen, bis Hammerfest und ans Nordkap. Der Winter hatte dort bereits Einzug gehalten und die tiefstehende Sonne verzauberte in den wenigen Stunden in denen sie über dem Horizont kam die Landschaft mit einem magischen Licht.

Die Freundschaft zwischen der Familie meiner finnischen Sprachlehrerin und meiner Familie blieb noch über Jahrzehnte bestehen. Man besuchte

sich gegenseitig und meine Schwester konnte später ebenfalls von der großzügigen Gastfreundschaft unserer finnischen Freunde profitieren.

Wechsel des Studienfaches und Umzug nach München

Neben dem Bauingenieurwesen galt mein Interesse bereits in Stuttgart auch der Volks- und Betriebswirtschaftslehre. Diese Fachrichtung war aber in Stuttgart zu meiner Studienzeit nur schwach vertreten und durch Professoren aus Tübingen abgedeckt. Nachdem ich auch in den Fächern Höhere Mathematik und Technische Mechanik wenig ruhmreiche Resultate erzielte, entschloss ich mich nach einigen Semestern an die Leopold-Maximilian Universität nach München zu wechseln.

Von Anfang an ging es mir beim Studium der Betriebswirtschaftslehre sehr viel besser in München als zuvor in Stuttgart. Der Freundeskreis stimmte, der Unibetrieb machte mir Spaß und nicht zuletzt trugen das Fluidum der Stadt, eine neue Freundin, die herrliche Umgebung und die Berge ihren Teil dazu bei, dass ich nach einer relativ kurzen Studienzeit meinen „Diplomkaufmann“ mit einer guten Abschlussnote in der Tasche hatte.

Vorbereitungen für die Dissertation und einjähriger Aufenthalt in Tokio

Während der letzten Studiensemester in München hatte ich für einige Zeit als Hilfsassistent bei einem Lehrstuhl gearbeitet, dessen Inhaber seit einigen Jahren auch Gastvorlesungen an japanischen Universitäten hielt. In Anbetracht meiner guten Abschlussnote ermunterte mich dieser Professor doch über ein Thema der japanischen Betriebsführung zu promovieren.

Ich betrachtete diese Anregung zwar als einen interessanten und für mich schmeichelhaften Vorschlag, konnte mich aber zunächst nicht dazu entschließen.

Ein Kommilitone, der gleichzeitig mit mir die Diplomprüfung abgelegt hatte, ermunterte mich, zu versuchen, ein post-graduate Stipendium zu bekommen. Eigentlich mehr aus Spaß und Neugierde bewarb ich mich um ein Stipendium der Stiftung Volkswagenwerk und gleichzeitig um ein Doktorandenstipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. Und siehe da, beides funktionierte und ich konnte für 1 Jahr im Foreign Department der Mitsui Bank in Tokio eine Stelle bekleiden, die nach Aussagen der Prüfungskommission weltweit begehrt war.

Eine Entscheidung für die Ferne und das Ungewisse

Nun hatte ich alle Möglichkeiten in der Hand, um die mich sicher viele Kommilitonen beneidet haben, und trotzdem fiel mir der Entschluss, für ein Jahr außer Landes zu gehen und mich auf ein unsicheres Projekt einzulassen, nicht leicht. Dafür gab es mehrere Gründe.

Nach einer insgesamt relativ langen Studienzeit erwarteten meine Eltern, dass ich nach Hause zurückkehrte und mich für die Übernahme der Führung des inzwischen weiter gewachsenen Bauunternehmens vorbereite. Ein Transportbetonwerk war hinzugekommen und eine Fabrikationsstätte für Schwerbetonfertigteile. Und es gab eine Niederlassung in der benachbarten Kreisstadt Schwäbisch Gmünd. Von verschiedener Seite war ich auf die Schwierigkeit hingewiesen worden, ein Thema für meine Dissertation zu wählen, das die Führung von Unternehmen in einem fremden Kulturkreis zum Inhalt hat, dazu noch in einem Land, von dessen Sprache ich so gut wie keine Kenntnisse besaß. In einer Stipendiumprüfung, die ich hinter mir hatte, wurde zwar „Basic Japanese“ gefordert, aber mein auf die schnelle antrainierter Wortschatz reichte offenbar gerade die Prüfer zufriedenzustellen, hätte aber vor Ort ganz und gar nicht ausgereicht. Und schließlich gab es in München auch noch eine Beziehung zu einer Kommilitonin, die inzwischen einen ernsteren Charakter angenommen hatte. – Und das sollte ich alles im Stich lassen, um in Japan etwas zu erreichen?

Die Lust auf Neues und Exotisches siegte: ich entschied mich, nach Japan zu gehen.

Eine Reise nach Fernost im alten Stil

Die Zeit drängte, ich musste entscheiden, wie ich günstig nach Japan kam.

Fliegen war zu jener Zeit noch sehr viel teurer als heute und es gab die Gepäckbeschränkung auf 20 kg. Für die Fahrt mit der Transsibirischen Eisenbahn brauchte ich ein Visum und das konnte dauern. Blieb der Schiffsweg. Dieser hatte den Vorteil, dass ich unbeschränkt Bücher mitnehmen konnte, weil ich keiner Gepäckbeschränkung unterlag. In einem kleinen Reisebüro in München entdeckte ich die Möglichkeit, von Marseille aus in 5 Wochen zu einem akzeptablen Preis nach Yokohama zu gelangen. Das Schiff auf dem ich buchte, war ein ehemaliger französischer Truppentransporter, gehörte der MESSAGERIE Maritime und hieß „Vietnam“. Die Route führte durch den Suezkanal, durch das Rote Meer, um die Arabische Halbinsel herum nach Karachi, weiter nach Bombay, hinunter nach Colombo, dann nach Singapore, nach Saigon, Hongkong und Kobe nach Yokohama. Neben der Exotik dieser Strecke gefiel mir die lange Reisedauer, weil ich mir vornahm, diese Zeit zum Japanischlernen zu nutzen.

Meine Eltern und meine Freundin brachten mich nach Strassburg, von wo aus ich mit einem Nachtzug nach Marseille fuhr. Und los ging es mit der nicht mehr jungen, etwas schmuddeligen, dafür aber preisgünstigen „Vietnam“ in Richtung Fernost.

Meine Mitpassagiere waren zu einem großen Teil Pakistani und Inder, die in ihre Heimat reisten. Meine Kabine in der Touristenklasse teilte ich mit einem betagten Doktor der Rechte, der schon lange in Japan lebte und, wie er sagte, sich seinen wohl letzten Besuch in der Heimat gegönnt hatte. Die Erzählungen über Japan dieses Herrn Dr. Jebesen waren interessant, nur leider schnarchte mein Kabinengenosse des nachts mit einer

Lautstärke, die mich oft lange wach hielt, was ich zum Repetieren meiner japanischen Vokabeln benutzte.

Nach dem Suez-Kanal war der erste dramatische Höhepunkt dieser Reise Aden. Es war das Jahr 1964, in dem die stolzen Briten gerade aus dem Jemen hinausgeworfen wurden. Man durfte zwar noch an Land gehen, aber in den Strassen wimmelte es von Militär und von oben in den Bergen hörte man das Donnern der Geschütze.

Karatschi war meine erste Grosstadt, in der ich östliches Elend in den Strassen intensiv erlebte. Auf den Gehsteigen lagen eingehüllte Gestalten, man wusste nicht, ob man über noch Lebende oder schon Tote hinwegstieg. Die Exotik bekam einen bitteren Beigeschmack. – Ähnlich habe ich Bombay in Erinnerung, nur noch gedrängter und unübersichtlicher.

Colombo auf Ceylon war dagegen erholsam. Mit einem deutschen Reisekollegen, der für Quelle in Japan arbeiten sollte, reiste ich hinauf ins Hochland, nach Kandy. Leider hatten wir auf der Rückfahrt das Pech, dass unser Taxi einen Reifenschaden hatte und lange kein Ersatzreifen aufgetrieben werden konnte. Die Anspannung bis zur schließlichen Behebung der Panne war beträchtlich, weil wir einfach Gefahr liefen, daß das Schiff ohne uns seine Reise fortsetzen würde. Aber wir erreichten dann doch noch Colombo auf den letzten Drücker.

Singapur vermittelte den ersten echten fernöstlichen Eindruck. Die stark chinesisch geprägte Stadt war noch ohne Wolkenkratzer, die meisten Strassen eng und gewunden und da und dort konnte man noch in so etwas

wie eine Opiumhöhle hineinschauen. Und es gab jede Menge echte Rikschas, von trabenden Menschen gezogen.

Zwischen den Häfen, in denen wir meist 2 oder 3 Tage an der Pier lagen, gab es Tage auf offener See, an denen ich tatsächlich Gelegenheit fand, meine Kenntnisse in der japanischen Sprache voranzubringen. An das Leben an Bord hatte man sich inzwischen gewöhnt. Es gab viele interessante Leute mit denen man sich austauschen konnte und von denen ich auch den einen oder anderen Tip für meinen Aufenthalt in Japan bekam.

Inzwischen hatte sich auch das Problem mit meinen schnarchenden Kabinenkollegen gelöst. Jeder von uns konnte eine Einzelkabine beziehen. Das Essen auf diesem französischen Schiff war auch in der Touristenklasse gut. An die Kakerlaken, die zwischen der Lederpolsterung der Sitzbänke im Speisesaal gelegentlich hervorkrochen, schritten die Stewards mit zielsicheren Serviertuchschlägen und einem freundlichen „pardon“ ein.

Nach etwa zwei Drittel der Reisstrecke näherten wir uns Saigon und damit einem der Höhepunkte dieser Abenteuerreise, ohne dass wir das im voraus ahnten.

Unsere „Vietnam“ fuhr vom offenen Meer her die vielen Flussschleifen des Saigon-Rivers aufwärts. Die meisten Passagiere schauten von Deck aus auf die vorbeiziehenden Ufer, als wir in der Ferne dumpfe Detonationen hörten. Noch beim Diskutieren, was dies wohl für Geräusche sein könnten, hörten wir plötzlich näherkommende Flugzeuge

und sahen auch schon in einer geringen Entfernung vom Ufer entfernt, den Schlamm aufspritzen und dann sofort danach die lauten Bombeneinschläge. – Die Passagiere wurden aufgefordert die Decks zu räumen und sich in Sicherheit zu bringen. Aber natürlich zog man es vor, dem spannenden Spektakel trotzdem weiter zuzusehen. Der Vietnamkrieg stand uns plötzlich leibhaftig vor Augen.

Am Abend legte unser Schiff im Hafen von Saigon an. Und jetzt wurde ich Augenzeuge einer weiteren Gefahr, die ich nicht erahnt hatte: Als ich vor dem Landgang noch einmal in meine Kabine ging, überraschte ich unseren älteren Kabinensteward, wie er Gewehre aus einem Versteck hinter dem oberen Stockwerkbett holte. Wir waren sicher, dass diese heisse Schmuggelware zu stattlichen Preisen an die Vietcong verkauft wurde. Und mit Sicherheit war meine Kabine nicht der einzige Ort auf dem Schiff, wo diese Konterbande geschmuggelt wurde.

In Saigon war viel amerikanisches Militär in den Strassen. Schwärme von stinkenden Mopeds machten die Fußgängerüberwege unsicher. Die Vietnamesen in ihren Kegelhüten aus Stroh, mit den Sandalen aus Gummireifen geschnitten, beeindruckten mich. Aber besonders die graziösen Frauen in den geschmeidigen Sarong-Röcken zogen meine Blicke auf sich. Anders als in Singapur und Bombay, spürte man eine Atmosphäre der Hektik in der Stadt. Unser Schiff lag drei Tage im Hafen. Obwohl es verboten war, sich außerhalb der Stadt zu bewegen, verging diese Zeit wie im Flug.

Der Nächste Stop war Hongkong. Gegenüber heute ragten erst wenige Wolkenkratzer aus dem Häusermeer von Viktoria und Kowloon empor.

Die Fahrt auf den Victoria Peak ging in einer klapprigen Bahn vor sich. Die Werbeschilder in den Strassen boten eine gute Gelegenheit sich im Entziffern der chinesischen Ideogramme zu versuchen.

Seekrank in einem Taifun vor Kobe

Gegenüber heutigen Kreuzfahrtschiffen war die „Vietnam“ ein Kahn von bescheidener Größe. Stabilisatoren wie heute die meisten Schiffe haben, hatte sie nicht. Bei rauerm Seegang litten viele Passagiere unter Seekrankheit. Der Speisesaal war an diesen Tagen immer deutlich lockerer besetzt.

Einem katholischen Jesuitenpater, der mit einer Gruppe Jugendlicher in der Dritten Klasse im Vorschiff untergebracht war und auch von Marseille nach Japan reiste, musste in Singapur das Schiff verlassen, weil er schon viele Tage seekrank darniederlag. Ich selber stolzierte bei bewegter See breitbeinig über Deck und hatte 4 Wochen lang überhaupt keine Beschwerden. Aber es sollte noch anders kommen.

Inzwischen war es Mitte September geworden und die Taifunsaison hatte begonnen. Als wir nur noch wenige Seemeilen von Kobe entfernt waren traf uns ein tropischer Wirbelsturm, der von Süden heranzog, mit voller Wucht. Die „Vietnam“ konnte nicht mehr in den Hafen von Kobe einlaufen und musste auf Reede Anker werfen. Und ehe es sich die Passagiere versahen, fing unser Kahn in dem aufgewühlten Meer an zu

tanzen. Man hörte und sah Geschirr durch die Gänge fliegen, fast alle Passagiere lagen in ihren Kabinen und waren hochgradig seekrank.

Auch mich erwischte Neptun nunmehr mit ganzer Kraft. Ich erinnere mich, dass ich schon alles aus meinen Eingeweiden von mir gegeben hatte und nur noch sterben wollte. Die Qual dauerte 2 Tage und hörte ebenso plötzlich wie sie gekommen war auf.

An einem strahlend schönen Morgen liefen wir in Kobe ein. Der Himmel war blau, die Sonne brannte hernieder auf umgeknickte Bäume und Strommasten. In den Strassen lagen halbe Dächer, Ziegelsteine und andere Trümmer. Unter dem Begriff Taifun konnte man sich jetzt Konkretes vorstellen.

Ankunft in Yokohama und erste Eindrücke von meinem Zielland

An den vorgelagerten Inseln vorbei näherten wir uns von der Pazifikseite her der Bucht von Tokyo. Langsam liefen wir in den Hafen von Yokohama ein. Mit der Studentenaustauschorganisation AIJESAC war vereinbart, dass mich ein japanischer Student vom Schiff abholen und mich während meines Aufenthaltes betreuen sollte. Ich wartete mehrere Stunden vergeblich an der Rezeption des Schiffes, aber mein angekündigter japanische Begleiter tauchte nicht auf. Als ich mich schon

allein aufmachen wollte, um zur Mitsui Bank, meinem künftigen Arbeitgeber, zu gelangen, fand ich an der Pier doch noch Nobuo, der seinerseits schon recht lange auf mich gewartet hatte.

Die Konversation lief von Anfang an auf englisch, weil das einfach der bessere Weg war, um uns zu verständigen, nachdem ich mich davon überzeugt hatte, dass mein japanisch bei weitem dazu noch nicht ausreichte.

Wir fahren mit einem Taxi in das Trainingcenter der Bank, wo ich in einem großzügigen Raum untergebracht wurde. Schon auf der Fahrt von Yokohama ins Zentrum von Tokyo merkte ich, dass dieses zusammengebaute Stadtareal eine MegaCity war.

Mein Arbeitgeber war außergewöhnlich großzügig

Der erste Tag in der Bank verging mit ausführlichen Vorstellungstouren und den in Japan üblichen Höflichkeitsfloskeln. Glücklicherweise hatte ich mir zu Hause genügend Visitenkarten drucken lassen. Denn davon brauchte ich schon in den ersten Tagen eine Menge. Trotzdem legte mein Vorgesetzter Wert darauf, dass ich mir gleich auch Namenskarten in japanischer Sprache anfertigen ließ. Immer wieder hat mich belustigt, dass die Leute, denen ich vorgestellt wurde, meine Karte mit tiefer Verbeugung und hörbarem Lufteinzug durch die Zähne eine ganze Weile

ehrfürchtig studierten, obwohl nur mein Name darauf stand und der Hinweis, dass ich in der Uni München mein Diplom erlangt hatte.

Mein Arbeitsplatz befand sich im Foreign Department der Mitsui Bank im 5. Stock, direkt gegenüber dem Kaiserpalast und den Kaiserlichen Gärten. Man eröffnete mir, dass meine Aufgabe darin bestehen würde, dass ich an einer Werbeschrift über die Bank mitarbeiten sollte, die auf englisch, deutsch und französisch abzufassen wäre.

In den ersten Tagen sammelte ich fleißig alle einschlägigen Bücher und Zeitschriften in englisch, deren ich habhaft werden konnte. Japanisch lesen konnte ich ja nicht.

Bald sagte man mir jedoch, ich sollte mit der Arbeit nichts überstürzen, sondern sollte mich vorerst einmal etwas in der Stadt und im Land umsehen. Und das speziell im Hinblick auf das angekündigte Thema für meine Dissertation. Ein Wagen und ein Chauffeur würde mir auf Wunsch zur Verfügung gestellt.

Und tatsächlich, als ich das ausprobierte, meinem Vorgesetzten Unternehmen nannte, die ich gern besuchen wollte, wurden die entsprechenden Kontakte für mich hergestellt und pünktlich morgens um 9 Uhr erschien eine schwarze Toyota-Limousine vor dem Training-Center und ein Chauffeur mit weißen Handschuhen klopfte an meine Tür und verneigte sich. Wir fuhren durch die Stadt und besuchten auch Betriebe außerhalb von Tokio. Von diesem großzügigen Service machte ich etwa über 6 Wochen lang Gebrauch, was mir später bei der Abfassung meiner Arbeit sehr zu nutze kam.

Als Untermieter in einer japanischen Familie

Die ersten Wochen und Monate vergingen rasch. Ich machte erste Erfahrungen im japanischen Arbeitsgefüge, lernte hautnah kennen, was in Japan Gruppenarbeit bedeutet, und bemerkte sehr bald, dass man andererseits auch von mir erwartete, dass ich mich dem japanischen Verhaltenskodex innerhalb der Abteilungs- und Betriebsgemeinschaft unterordne.

Am Abend nach Arbeitsschluss sollte man eben nicht das und jenes tun, zu dem man gerade Lust hatte, sondern schon mal öfter mit den Arbeitskollegen in die Stammbaar gehen und mit eiserner Miene den lauwarmen Sake die Kehle hinunterrinnen lassen. Ebenso erfuhr ich, dass es nicht erwünscht war, dass ich einen Zahnarzt in meiner Wohngegend aufsuchte, als ich einmal Zahnschmerzen bekam. Selbstverständlich würde ein guter Mitsuibanker den Firmenzahnarzt aufsuchen, obwohl dem der Ruf eines Grobians anhaftete.

Bald merkte ich, dass mein Arbeitsplatz nicht der optimale Ort war, um rasch im Japanisch voranzukommen. Einesteils war man wohl zu höflich, mich im Japanischen auflaufen zu lassen, andererseits war aber viel Schriftverkehr im Foreign Department ohnehin in englisch, ebenso wie

der weltweite Telex-Verkehr. Und zu Hause hatte ich es zwar im Training-Center recht bequem, aber niemand zwang mich dort japanisch zu sprechen.

Also bat ich meinen Betreuer, mir eine Unterkunft bei einer japanischen Familie zu suchen. Und es funktionierte. Ich verließ das umsorgte Training-Center Nest und zog nach Setagaya, einem westlichen Vorort von Tokio, etwa eine U-Bahnstunde vom Zentrum entfernt.

Der Familienvater war Maschineningenieur in einem Milchwerk, sprach etwas englisch, seine Frau, die beiden Töchter, der kleine Sohn und die Oma, die allesamt in diesem kleinen Holzhaus wohnten, sprachen aber von Anfang an nur japanisch mit mir. Der Empfang war sehr herzlich, man wies mir ein Tatami-Zimmer mit einem „Westler-Bett“ im ersten Oberstock zu. Kleider- und Bücherschränke gab es nicht und insofern war auch das Unterbringen meiner mitgebrachten Bibliothek und meiner Klamotten ein Problem.

Aber an die fehlende Einrichtung konnte ich mich viel leichter gewöhnen, als an die langen U-Bahn Fahrten zur Bank. Von außen betrachtet und auch gelegentlich ausprobiert, mag ja das japanische Transportsystem in der rush-hour ganz lustig wirken. Aber jeden Tag das Schieben und Pressen am eigenen Leib zu spüren, ist etwas anderes.

Nach einer solchen abendlichen Heimfahrt-Schlacht fand ich dagegen das Baden im O-Furo, dem japanischen Badezuber, wohltuend und entspannend. Natürlich musste man mir zuerst die genaue Reihenfolge sagen, in der die Familienangehörigen drankamen und wo ich mich

einzuordnen hatte. Und auch die etwas umständlichen Reinigungsprozeduren vor dem eigentlichen Bad, muss man ja erstmal lernen. Aber dann ist dieser tägliche Ritus eine einzige Wohltat. Und es ist ebenso ein Genuss, sich anschliessend wohligh entspannt auf eine duftende Tatami zu legen.

Auch die japanische Küche erschloss sich mir erst nach und nach im Kreise meiner Gastfamilie. Was für ein Genuss war es, jeden Morgen die heiÙe Mizushiru-Suppe mit Tangblättern zu schlürfen! Und wie köstlich z.B. schmeckte frischer Aal auf Reis mit Stäbchen gegessen! – Erst nach meiner Rückkehr nach Europa merkte ich, wie wir Langnasen unser Geschmacksempfinden mit Salz und Pfeffer verderben.

Der erste Winter in Japan

Anders als in meiner Heimat erlebte ich in Tokyo noch bis in den Dezember hinein warme sonnige Herbsttage, in denen wir Bankleute in der Mittagspause rings um die Kaiserlichen Gärten gegenüber unserer Bank spazieren konnten. An manchen Tagen bei speziellen Wetterlagen konnte ich sogar von meinem Fenster aus das schneebedeckte Haupt des Fuji-sa (Fujiyama) sehen.

Nachdem Weihnachten in Japan sogut wie ausfiel, wurde die anschließende freie Neujahrswoche entsprechend gefeiert. Am 1. Januar wurde ich eingeladen, zusammen mit meinem Vorgesetzten mehrere Höflichkeitsbesuche bei prominenten japanischen Persönlichkeiten zu machen. So auch beim damaligen japanischen Verteidigungsminister. Allerdings waren diese Vorstellbesuche meist sehr kurz und erschöpften sich in ein paar höflichen Floskeln und dem Austausch der Visitenkarten.

Ein weniger angenehmer Beigeschmack dieser Besuche ist mir noch in Erinnerung: in einem Fall gab es geröstete Ameisen zu essen und öfters den klebrigen rituellen Reisbrei zu probieren, der sich hartnäckig am Gaumen festzusaugen pflegte, sodass man eine ganze Weile am Sprechen gehindert war.

Ein besonderes Erlebnis zur Jahreswende waren auch die Besuche im Meiji-Park, wo viele tausend Japaner den Schrein besuchten, ebenso wie die exotischen Zeremonien in kleineren Shinto-Schreinen, wo man Japaner im Umgang mit ihrer angestammten Religion beobachten konnte.

Ausflüge nach Shikoku, Hiroshima und Nikko

Die Arbeit in der Bank wurde zur Gewohnheit, die Zeit verging umso rascher. Mit den Arbeitskollegen und bei den alltäglichen Besorgungen in der Stadt konnte ich mich inzwischen mit meinem „Basic Japanese“ ganz gut umtun. Das Sammeln von Material für meine projektierte Dissertation fiel mir aber nach wie vor schwer. Ich entschloss mich, erstmal in die spezifische englischsprachige Literatur einzudringen.

Im zeitigen Frühjahr nahm ich einige Zeit Urlaub und reiste mit meinem japanischen Betreuer von AIESEC, der inzwischen ein guter Freund geworden war, nach Südwest-Japan. Wir setzten auf die vorgelagerte Insel Shikoku über, reisten dort einige Tage umher, genossen die Annehmlichkeiten der traditionellen onzen (heiße Quellen) und ryokans (Herbergen oder besser Landhotels) und hatten eine herrliche Zeit.

Auf dem Rückweg machten wir Station in Hiroshima und waren tief beeindruckt von dieser japanischen Tragödie im Jahr 1945.

Genau erinnern kann ich mich noch an das Ende dieses Urlaubs. Wir nahmen einen Nachtzug nach Tokyo zurück und ich erreichte in den frühen Morgenstunden meine Wohnung in Setagaya. Ich legte mich erstmal in mein Westler-Bett und fiel in einen tiefen Schlaf, der allerdings bald durch ein heftiges Schütteln und Poltern beendet wurde. Es war tatsächlich nahe daran, dass ich aus dem Bett auf den Boden gefallen wäre. Unser Holz-und Papierhaus schwankte und wackelte, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Ich ging die Treppe hinunter ins Wohnzimmer, wo ich auf die anderen Familienmitglieder traf, die mich mit sonderbar versteinerten Mienen ansahen. Ich lachte und erzählte, dass ich beinahe aus dem Bett gefallen wäre. Aber bald merkte ich, dass es als außerordentlich geschmacklos gilt, in Japan über ein „jishin“ (Erdbeben) zu lachen.

Später erfuhr ich, dass Erdbeben dieser Stärke in Toyko regelmäßig vorkommen und dank der angepassten Bauweise der Gebäude nur wenig Schäden verursachen.

Ein anderer Ausflug mit meinem japanischen Freund führte nach Nikko, im Nordosten der Hauptinsel Honshu. Der „japanische Barock“ dieser Tempelanlage beeindruckte zwar, kam aber an die Leuchtkraft der japanischen Inlandsee im Frühling nicht heran.

Abschied von Japan, als Doktorand wieder in München

Die letzten Monate in der Mitsuibank verfliegen schnell. Die Freizeit nutzte ich, um weiteres Material für meine Dissertation zu sammeln.

Mein Vorgesetzter in der Bank hatte sich ein eigenes Auto gekauft, das offenbar früher vor seiner Tür stand, als er die Fahrprüfung geschafft hatte. Nach einigem Herumreden um den heißen Brei, fragte er mich eines Tages, ob ich es wagen würde, ihn und seine Familie gelegentlich zu chauffieren, solange bis er seine Fahrprüfung bestanden haben würde. Nachdem ich mich klugerweise noch in Deutschland mit einem Internationalen Führerschein ausgerüstet hatte, sagte ich natürlich sofort zu. Aber es dauerte dann doch einige Zeit, bis ich mich an den neuen Wagen und vor allem an den Linksverkehr gewöhnt hatte. Und auch mit dem raschen Lesen der Verkehrsschilder, die auf dem Land ausschließlich in kanji gehalten waren haperte es am Anfang. Und so kam es auch vor, dass ich einigemal auf der verkehrten Seite in eine Einbahnstrasse einbog oder in eine Sackgasse geriet, nachdem ich das Schild davor in der Eile nicht richtig interpretiert hatte. Und mit dem Lesen japanischer Strassenkarten hat es ohnehin eine besondere Bewandnis, weil man die Schreibweise der meisten Orte einfach vorher lernen muss. Anders als im

lateinischen Schriftsystem kann man Ortsnamen eben nicht einfach buchstabieren.

Beim Abschied in der Bank überraschte man mich mit überaus großzügigen Geschenken und betonte wiederholt, wie wertvoll meine Mitarbeit gewesen sei, eine Aussage, die ich wenigstens zum Teil als Höflichkeitsfloskel bewertete. Allerdings hatte ich durchaus den Eindruck, dass auch die blumenreichen Ausdrücke des Bedauerns auf Seiten meines Betreuers und von den Mitgliedern meiner japanischen „Familie“ ehrlich gemeint waren.

So beschaulich und abenteuerreich wie die Anreise per Schiff, so kurz und prosaisch war der Rückflug mit Japan Airlines.

In München musste ich mich dann schon eine ganze Weile an die einheimische „Barbarenkost“ (Schweinshaxe etc) gewöhnen. Und mehr als einmal dachte ich mit Wehmut an den feinen Geschmack von sushi oder sashimi.

Als ich mit dem Sichten und Ordnen des mitgebrachten Materials für meine Dissertation begann, wurde mir schnell klar, dass noch eine lange und mühevollere Zeit vor mir liegen würde, in der ich mir fehlende spezielle Literatur aus amerikanischen Bibliotheken würde beschaffen müssen. Aber diese Fernleihe von Büchern aus Unibibliotheken, vor allem an der amerikanischen Westküste, wo Japan-Spezialisten lehrten, ging doch dann besser von statten als anfangs befürchtet.

Ein Zwischenspiel in der Luftfahrt

Einige Monate nach meiner Rückkehr aus Japan erschien ein Professor der Chicago University am Lehrstuhl meines Doktorvaters. Er suchte zwei deutsche Mitarbeiter für ein Projekt, mit dem er international tätige Luftfahrtgesellschaften miteinander verglich und die jeweiligen Studienergebnisse an die Vorstandsetagen der Gesellschaften verkaufte. Über mehrere Jahre entstand so ein Durchschnittsprofil der untersuchten Airlines, das er mit den erhaltenen Werten der neu zu untersuchenden Gesellschaft verglich und so der Geschäftsführung wertvolle Hinweise geben konnte, wo Anpassungen oder Änderungen vorzunehmen waren.

Die untersuchten Merkmale bezogen sich speziell auf Bereiche der Zusammenarbeit zwischen Piloten und Kabinenpersonal, aber auch auf den Grad der Zufriedenheit beim fliegenden Personal im Hinblick auf die Einsatzpläne, die Qualität der Übernachtungshotels, auf die Gehaltsstruktur, den Versorgungsregelungen und den Urlaubsmöglichkeiten.

Nach einer Vorausbefragung vor Ort wurden Fragebogen ausgearbeitet und eine Vollerhebung bei allen Mitarbeitern durchgeführt, natürlich unter der Zusicherung strenger Anonymität.

Diese Tätigkeit begann mit einer mehrwöchigen Einweisung am Institut dieses Professors in Chicago, bei dem mein Kollege und ich interessante Details zur professionellen Datenverarbeitung in Erfahrung bringen

konnten. Anschließend fand die Arbeit am Sitz der jeweiligen Airline statt, aber auch auf Flügen im Cockpit und in der Kabine.

Interessiert an unseren Ergebnissen war die Geschäftsführung vor allem unter zwei Aspekten: einmal war man natürlich darauf erpicht, zu erfahren, wie die eigene Gesellschaft im Vergleich zu den Konkurrenten abschnitt und zum andern interessierte auch die Zufriedenheit der Mitarbeiter in den einzelnen Punkten, um so rechtzeitig gegensteuern zu können, wenn irgendwo der Schuh drückte und man so evtl. einem Streik vorbeugen konnte.

Diese Tätigkeit für die Chicago-Universität erstreckte sich mit längeren Pausen über 3 Jahre an Einsatzorten wie London und Frankfurt, und hatte zur Folge, dass die Fertigstellung meiner Dissertation sich entsprechend hinzog. Allerdings war mir auch klar, dass aufgrund der teilweise umständlichen Beschaffung der benötigten Literatur von ausländischen Bibliotheken eine Zeitspanne von mehreren Jahren ohnehin nicht zu vermeiden sein würde.

Promotion, Heirat und Rückkehr in das elterliche Bauunternehmen

Nach vielen Unterbrechungen und Zweifeln und Korrekturen war das umfangreiche Oeuvre von mehr als 400 Seiten dann doch komplett und eingereicht. Es trug den Titel „Determinanten des Führungsstils in japanischen Unternehmen“. In den mündlichen Prüfungen im Rahmen des Rigorosums bestätigte sich bereits, dass ich mit der Wahl des Themas

ins Schwarze getroffen hatte. Fast alle Prüfer waren an dem Sujet interessiert, aber wussten selbst wenig darüber. Und so fiel es mir leicht, aus meiner Erfahrungskiste zu plaudern und anstelle, dass die gestrengen Kollegen meines Doktorvaters mich aufs Eis führen konnten, mussten sie mir andächtig zuhören. Dies taten sie wohl auch deshalb, weil sie fürchteten, schlecht abzuschneiden, wenn sie sich mit Antithesen auf einen Disput einlassen würden.

Allerdings überraschte es mich dann doch, dass sowohl mein Doktorvater als auch der Koreferent die höchstmögliche Note vergaben und ich mit „summa cum laude“ die heiligen Hallen meiner Alma Mater verlassen konnte.

In der relativ langen Zeit zwischen der Rückkehr aus Japan und dem Abschluss meiner Promotion hatte ich durch meine Münchner Freundin eine nicht hoch genug einzuschätzende Unterstützung. Es gab mehrere Tage in dieser Zeit, an denen ich auf und dran war, mein gewagtes Japan-Projekt einfach an den Nagel zu hängen. Aber immer war sie es, die mich aus diesen Abgründen herausholte und mir wieder Mut zum Weitermachen einflöste. Und nun, nachdem der Abschluss mit Bravour geschafft war, stand auch einer Heirat nichts mehr im Wege.

Nach meiner langen Abwesenheit „draußen in der Welt“ erwarteten meine Eltern nunmehr, dass ich „nach Hause“ zurückkehre und mich um das Unternehmen kümmere. 1971 zogen wir nach Schwäbisch Gmünd um

und ich trat als geschäftsführender Gesellschafter in das Bauunternehmen ein.

Fünf Jahre in einer schwierigen Zeit für die Bauindustrie

Nach mehreren Jahrzehnten des Wiederaufbaues nach dem 2. Weltkrieg, in denen die Bauindustrie in Deutschland eine lange und außergewöhnliche Wachstumsphase hinter sich brachte, begann in den 70er Jahren eine Zeit der Schrumpfung und Anpassung, die überwiegend zu Lasten der mittelgroßen Betriebe vor sich ging.

Mein Vater hatte in erstaunlicher Voraussicht rechtzeitig auf diese Entwicklung reagiert und durch geschickte Verhandlungen Möglichkeiten geschaffen, Betriebsteile lukrativ zu verkaufen oder langfristig an Unternehmen zu verpachten, die auch in der Krise wirtschaftlich gesichert waren. Während die zwei Hauptkonkurrenten in unserer Region in relativ kurzer Zeit einen wirtschaftlichen Niedergang erlebten und ihr Kapital bei unrentablen Aufträgen verzehrten, konnten wir durch die rechtzeitig getroffenen Entscheidungen unser Betriebsvermögen weitgehend retten.

Das hatte allerdings zur Folge, dass nach fünf Jahren auch meine Tätigkeit als Geschäftsführer überflüssig wurde.

20 Jahre Vertriebsleiter in einem Unternehmen für Spezialeinrichtungen

Als ein Unternehmer, der Einrichtungen für die Dentalbranche und für Friseurgeschäfte produzierte und der seinen Betrieb in der Nähe unserer Niederlassung in Schwäbisch Gmünd hatte, davon erfuhr, dass wir unser Unternehmen verkauft, bzw. verpachtet hatten, lud er mich ein, an einem Wochenende seine Marktlage mit ihm zu erörtern. Aus diesem Gespräch ergab sich das Angebot für mich, umgehend als Vertriebsleiter für das In- und Ausland bei ihm anzufangen. Nachdem mir dieses Angebot auch reizvoll erschien und zudem dieser Betrieb nicht weit entfernt von meinem Wohnort war, sagte ich zu und blieb dort zwanzig Jahre lang.

Die Tätigkeit in diesem Unternehmen war anstrengender, als ich anfangs annahm, aber sie war auch immer interessant und kurzweilig. Besonders die Verhandlungen mit Kunden und die Führung der Außendienstmitarbeiter waren Bereiche, welche gelegentlich auch Spaß machten und die Jahre verfliegen ließen.

In den letzten Jahren vor meinem Ausscheiden in die Rente wechselte dieses Unternehmen seinen Eigentümer und mein neuer oberster Boss war Seine Königliche Hoheit Markgraf Max von Baden. Dieser Wechsel hatte den Vorteil, dass es in meinen letzten Dienstjahren wesentlich vornehmer zuzuging und ich tatsächlich einmal auch das Vergnügen hatte mit Ihrer Kaiserlichen Hoheit, der Gemahlin von Markgraf Max, in ihrer Kutsche zu fahren. Nie hätte ich gedacht, einmal mit einer echten Habsburgerin auf Tuchfühlung unterwegs zu sein!

Als Rentner der Sudetendeutschen Heimat verbunden

Zusammen mit meiner Frau besuchte ich noch vor der Öffnung des Eisernen Vorhangs meine Heimat im Sudetenland. Bei dieser ersten Wiederbegegnung mit den Häusern und der Landschaft meiner frühen Jahre war ich von der starken Emotion, die mich überwältigte, überrascht. Zwar hatte ich natürlich auch öfter von diesem Phänomen gelesen, das „Spätheimkehrer“ erfahren, wenn sie nach vielen Jahren wieder die Stätten ihrer Kindheit besuchen. Aber es selbst zu spüren, dieses sonderbare Gefühl „zurück zu den Wurzeln“, ist noch einmal etwas anderes.

Nach dem Fall der Mauer fuhr ich auch mit meiner Mutter und mit meiner Schwester und meiner jüngeren Nichte nach Zwittau. Die Aspekte, unter denen man sein eigentliches „Zuhause“ erlebt, verändern sich, bewegen sich weniger auf der emotionalen Ebene. Unsere tschechischen Freunde, bei denen wir schon öfters wohnten, bringen immer wieder ihr Bedauern darüber zum Ausdruck, dass alles so gekommen ist. Und ihre Äußerungen klingen glaubhaft. Eine Traurigkeit über die Geschehnisse nach 1945 spüre ich auch in mir. Und diese Verletzung wird vermutlich auch spürbar bleiben, gleich, wie viel Zeit vergeht. Aber Schuldzuweisungen oder gar Hass sehe ich bei mir nicht entstehen.

Meine Mutter war nach der Rückkehr von Zwittau enttäuscht. Offenbar, war ihre Erinnerung an „Zuhause“ durch das, was sie bei diesem Besuch gesehen hatte, teilweise zerstört worden. Mein Vater hat es bis zu seinem

Tod abgelehnt, noch einmal „zu den Tschechen“ zu fahren. Nach allem was er erlitten hatte, konnte ich diese Einstellung verstehen.

Im Gegensatz zu meinen Eltern stelle ich bei mir heute fest, dass ich zwar einerseits immer wieder Lust verspüre, nach „drüben“ zu reisen und die alten Orte zu besuchen, dass ich aber andererseits die Veränderungen, die dort vor sich gehen, neutraler zur Kenntnis nehme.

Deutlich gewachsen in den letzten Jahren ist bei mir das Interesse an allem, was das Leben in der alten Heimat vor unserer Flucht beschreibt. Insofern lese ich auch gerne alle Veröffentlichungen der Landsmannschaft, wenn sie authentische Artikel von Zeitzeugen enthalten. Mit Sicherheit kann ich sagen, dass mein Gefühl, mit der alten Heimat verbunden zu sein nie verloren ging und in den letzten Jahren noch zugenommen hat.

Freuen würde ich mich, wenn jüngere Menschen, die einen verwandtschaftlichen Bezug zum Sudetenland haben oder aus anderen Gründen Interesse an dieser Gegend und ihrer Geschichte entwickeln, Gefallen an diesen Aufzeichnungen finden würden.

